

Soziale Arbeit

4.2008

Zeitschrift für soziale und
sozialverwandte Gebiete

Entfremdete Sozialräume und
desorientierte Lebenswelten

Kroatinnen und Kroaten
der zweiten Generation

Lebenslage und Integration von
Aussiedlern und Aussiedlerinnen

Der Mensch der Sozialarbeit

Kritik am System – im System?

dzi

Soziale Arbeit

April 2008

57. Jahrgang

Professor Dr. Eric Mührel ist Dipl.-Pädagoge und lehrt Sozialarbeitswissenschaft und Sozialpädagogik an der Fachhochschule Oldenburg/Ostfriesland/Wilhelmshaven – Standort Emden, Constantiaplatz 4, 26723 Emden, E-Mail: muehrel@fho-emden.de

Katarina Vladisavljević ist Dipl.-Pädagogin und Mitarbeiterin des Fachbereichs Jugend, Landratsamt Sigmaringen, Leopoldstraße 4, 72488 Sigmaringen, E-Mail: Katarina.Vladisavljevic@lrasig.de

Professor Dr. Süleyman Gögercin ist Dozent für Methodenlehre und Sozialarbeitswissenschaft an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen, Studiengang Sozialwesen, Schramberger Straße 26, 78054 Villingen-Schwenningen
E-Mail: Dr.Goegercin@t-online.de

Professor Dr. Wilfried Noack lehrt am Institut für integrierte Kinder-, Jugend- und Erwachsenenarbeit, Abt. für Sozialpädagogik und Sozialdiakonie der Theologischen Hochschule Friedensau, In der Ihle 2a, 39291 Friedensau
E-Mail: winfried.noack@thh-friedensau.de

Professor Dr. Heiko Kleve ist Dipl.-Sozialarbeiter und Soziologe. Er lehrt Soziale Arbeit an der Fachhochschule Potsdam, Fachbereich Sozialwesen, Friedrich-Ebert-Straße 4, 14467 Potsdam, E-Mail: kleve@fh-potsdam.de

Dr. Jochen Ostheimer ist Dipl.-Sozialpädagoge und Dipl.-Theologe. Er arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Sozialethik an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München
E-Mail: j.ostheimer@lmu.de

Entfremdete Sozialräume und desorientierte Lebenswelten 122

Eine kritische Anfrage an Paradigmen der Sozialen Arbeit
Eric Mührel, Emden

DZI-Kolumne 123

Kroatinnen und Kroaten der zweiten Generation 129

Herkunftsorientierung und Identitätsbildung
Katarina Vladisavljević, Sigmaringen; Süleyman Gögercin, Villingen-Schwenningen

Lebenslage und Integration von Aussiedlern und Aussiedlerinnen 134
Wilfried Noack, Friedensau

Der Mensch der Sozialarbeit 140
Zur Unbestimmbarkeit eines Platzhalters – eine systemtheoretische Reflexion
Heiko Kleve, Potsdam

Kritik am System – im System? 146
Zur Debatte um die Funktion der Systemtheorie in der Sozialen Arbeit
Jochen Ostheimer, München

Rundschau Allgemeines 150

Soziales 151

Gesundheit 151

Jugend und Familie 152

Ausbildung und Beruf 153

Tagungskalender 153

Bibliographie Zeitschriften 154

Verlagsbesprechungen 157

Impressum 160

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden, bei.



Eigenverlag

Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen

<https://doi.org/10.5771/0>

Generiert durch IP '3.133.133.178', am 16.08.2024, 05:47:31.

Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.

Entfremdete Sozialräume und desorientierte Lebenswelten

Eine kritische Anfrage an Paradigmen der Sozialen Arbeit¹

Eric Mührel

Zusammenfassung

Der radikale gesellschaftliche und soziale Wandel führt zu Phänomenen der entfremdeten Sozialräume und desorientierten Lebenswelten. Als extremes Beispiel hierfür können die Lebensweisen der potenziellen Terroristen gelten, die Anfang September 2007 in einem Dorf im Sauerland festgenommen wurden. Wie positioniert sich Soziale Arbeit hinsichtlich dieser Phänomene? Die kritische Anfrage dient einer Selbstvergewisserung der wissenschaftlichen Disziplin und Profession.

Abstract

Radical social and societal changes are lead to phenomena like alienated social groups and disorientation. An extreme example of this can be seen in the way of the potential terrorists who were arrested in a German village in early September 2007. What is the role of Social Work in the face of such developments? This critical inquiry serves to promote more self-reflection within the scientific discipline and profession.

Schlüsselwörter

Entfremdung – Lebenswelt – Sozialraum – Orientierung – Soziale Arbeit – Konzeption – Wertvorstellung – Religion

Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben (Friedrich Schiller).

Einführung

Lebensweltorientierung und Sozialraumorientierung sind zwei tragende Säulen innerhalb der Theorien und Konzepte der Sozialen Arbeit. Beide dienen der Zielsetzung Sozialer Arbeit hinsichtlich der Stärkung des sozialen Zusammenhalts in der Gesellschaft. Im Folgenden wird anhand der Beschreibung neuer Phänomene der *entfremdeten Sozialräume* und *desorientierten Lebenswelten* die Frage gestellt, ob sie dieses Ziel noch erreicht oder nicht eine eventuell neue Ausrichtung notwendig ist. Als Anfrage dient eine solche Thematisierung der Selbstvergewisserung der Profession und Disziplin, die keinesfalls abgeschlossene Überzeugungen transportiert oder gar eine neue Theorie oder ein neues Konzept darstellt.

Lebensweltorientierung und Sozialraumorientierung

In seinen Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit beschreibt *Hans Thiersch* (2002) die Lebensweltorientierung als ein radikalisiertes Programm. Seine Intention ist dabei, die Lebensweltorientierung, die er im Jahr 1992 als Rahmenkonzept der Sozialen Arbeit mit Bezug auf den Achten Jugendbericht des Bundesministers für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit aus dem Jahr 1990 darlegte, den Herausforderungen zu Beginn des 21. Jahrhunderts anzupassen. Eine radikalisierte Lesart (*ebd.*, S. 36) des Rahmenkonzeptes soll nach *Thiersch* die Produktivität desselben bezeugen, das heißt die Grundintention einer Hilfe zur Alltags- beziehungsweise Lebensbewältigung angesichts der Pluralisierung und Individualisierung von Lebensverhältnissen bei gleichzeitiger Vergesellschaftung von Lebensaufgaben (*Thiersch* 2005, erstmalig 1992, S. 245).

Welche neuen Herausforderungen benennt *Thiersch*, auf die ein radikalisiertes Programm der Lebensweltorientierung antworten soll? Erstens erkennt er Modernisierungsdefizite der Jugendhilfe bezüglich ihrer Organisation. Zweitens fordert er eine Reflexion der Zielbestimmung sozialpädagogischen Handelns hinsichtlich der Reform beziehungsweise des Abbaus des Sozialstaats, fortschreitender Globalisierung und damit auftretender sozialer Ungerechtigkeit. Drittens spricht er sich für eine offene Kritik des Rahmenkonzeptes an sich aus. Schließlich strebt er viertens als eine Art Quintessenz die Verortung der Sozialen Arbeit im *neuen* Kontext der Zivilgesellschaft an (*Thiersch* 2002, S. 36-38).

Nun kann an dieser Stelle nicht abschließend beurteilt werden, ob diese Zielsetzungen eines radikalisierten Programms der Lebensweltorientierung in den letzten Jahren erreicht wurden. Denn die von *Thiersch* genannten Dynamiken des Wandels der Gesellschaft sind keinesfalls abgeschlossen und über Erfolge beziehungsweise Misserfolge lässt sich auch immer debattieren. Es gibt jedoch unbestreitbar fruchtbare neue theoretische Ansätze einer Positionierung. Dazu gehören Beschreibungen der Macht in der Sozialen Arbeit und somit der Gouvernementalität (*Kessl* 2005), der Zielsetzung sozialpädagogischen Handelns hin zu einer demokratischen Lebensweise (*Müller* 2005), der Sozialen Arbeit als Ort und Institution humaner Selbstbehauptung vor den Absolutismen der Wirklichkeit wie zum Beispiel der Globalisierung (*Hundeck* 2006), einer flexiblen Sozialpädagogik im Anschluss an die Flexibilisierung unserer Lebensweisen (*Galuske* 2002), einer Reflexion des Handelns in der Sozialen Arbeit (*Birgmeier*

2003) sowie der Einbettung des sozialpädagogischen Diskurses in die Zivilgesellschaft (*Böhnisch; Schröer* 2002). Zudem ist bezogen auf die Praxis der Sozialen Arbeit zumindest eine von *Thiersch* geforderte Teilzielsetzung (*Thiersch* 2002, S. 40) in weitem Umfang umgesetzt worden: die Flexibilisierung und Sozialräumlichkeit der Jugendhilfe. So beschreiben schon 2001 *Theo Boomgaarden* und andere die Grundsätze, Perspektiven und Qualitätsentwicklung flexibler Erziehungshilfen im Sozialraum, welche sie selber organisatorisch umgesetzt und erprobt hatten (*Boomgaarden* 2001). Zentral ist dabei die Lern- und Entwicklungsfähigkeit von Institutionen der Sozialen Arbeit, Ressourcen flexibel und produktiv in einen mit den Adressaten gemeinsam gestalteten Prozess des Entwurfs von Lebensmöglichkeiten in der Schnittstelle Adressat/sozialer Raum einzubringen (*Früchtel* u. a. 2007, S. 125-126).

Lebensweltorientierung und Sozialraumorientierung können somit heute als zwei Paradigmen – neben anderen – der Sozialen Arbeit benannt werden. Hat jedoch der andauernde gesellschaftliche Wandel nicht zu zwei neuen Phänomenen geführt, die diese Paradigmen infrage stellen? Ich meine damit die Phänomene der *entfremdeten Sozialräume* und *desorientierten Lebenswelten*. Wie lassen sich diese beschreiben? Kann es darauf überhaupt noch eine und wenn welche sozialpädagogische Antwort geben?

Entfremdete Sozialräume

Es gibt verschiedene Blickrichtungen auf den Sozialraum, die im Rahmen des integrierten Ansatzes der Sozialraumorientierung Beachtung finden. Dazu gehören unter anderem die Perspektiven der kommunalen Verwaltung, der dem Sozialraum angehörenden einzelnen Menschen, der agierenden Institutionen der Sozialen Arbeit sowie der informellen wie formellen Netzwerke. Dabei werden die unterschiedlichen Wissensbestände systematisiert und als Grundlage des sozialpädagogischen Handelns aufbereitet, wobei die Schnittmengen die Lebensweltorientierung und die Stadtteilarbeit sind (*ebd.* 2007, S. 22-29, 26-40). Im Zusammenhang meiner Betrachtungen ist dabei besonders die Perspektive der einzelnen Menschen im Sozialraum interessant. Hier lassen sich Entfremdungsprozesse beschreiben, die für die Gesellschaft insgesamt wie für die Soziale Arbeit eine enorme Herausforderung darstellen.

Als ein extremes Beispiel hierfür kann die Beschreibung des Rädelführers einer kleinen Gruppe von drei jungen Männern dienen, die Anfang September 2007 in einem Dorf im Sauerland festgenommen worden sind. Sie planten im Namen einer usbeki-

Die diesjährigen Tarifrunden haben es in sich. Wie Blitz und Donner ist die Streit- und Streiklust von den Lokführern weitergezogen zum öffentlichen Dienst. Das Gewitter hat sich in Form vermeintlich üppiger Gehaltszuwächse aberegnet. Sogar die Rentner haben etwas abbekommen: durchschnittlich 13 Euro mehr im Monat – vor Steuern. Aufkündigung des Generationenvertrags, empört sich die Opposition; die Quittung komme in Form verteuerter Bahntickets und erhöhter kommunaler Gebühren, tönt der Donnerhall von Seiten der Arbeitgeber.

Es bestand Nachholbedarf – das ist wohl klar. Während der Gehaltszuwachs bei den Arbeitnehmern 2007 mit durchschnittlich 1,4 Prozent noch unter der Inflationsrate lag, legten die Vorstände der 30 DAX-Konzerne um 14 Prozent zu. Die Schere zwischen den Spitzeneinkommen und den Gehältern der Arbeiter und Angestellten geht seit Jahrzehnten weiter auseinander. Zwischen 1976 und 2006 erhielten die Führungskräfte in Unternehmen im Durchschnitt 7,45 Prozent mehr Geld pro Jahr, die Arbeitnehmer kamen auf nur 4,15 Prozent. Die Steigerung wird vor allem durch die Gehaltsexplosion bei den 100 größten Konzernen verursacht, denn die 1 400 kleineren Aktiengesellschaften genehmigten ihren Chefs nur ein jährliches Plus von 4,25 Prozent.

Die Ungleichheit wird noch beklemmender, wenn man die starke Zunahme prekärer Einkommensverhältnisse bei den Geringverdienern berücksichtigt. So verdienen vor 2005 eingestellte Busfahrer bei den Berliner Verkehrsbetrieben brutto 2 900 Euro, ihre seit 2005 eingestellten Kollegen aber nur noch 1 940 Euro. Viele der jungen Fahrer können ihre Familie ohne Zweit- oder Drittjobs inzwischen gar nicht mehr versorgen.

Von *Udo Jürgens* gibt es ein neues Lied: Fehlbilanz. Darin reimt er: Zu viele Sterne die nicht leuchten, zu wenig Herzblut im Kalkül – Reichtum der uns arm macht, überall zu wenig und zu viel.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

schen, islamistischen DjiHadgruppe eine Anschlagserie in Deutschland. *Fritz G.* ist ein *Konvertit*, ein *deutscher* junger Mann, der im Alter von 15 Jahren zum Islam konvertiert ist. Auch der Bruder ist ein Konvertit. Sein Vater ist Geschäftsführer eines Unternehmens, das unter anderem mit Solaranlagen handelt. *Fritz G.* ist Mitglied des Dschihadistenmilieus – der Dschihad, der heilige Krieg, ist eine gottesdienstliche Handlung und die sechste Glaubenssäule im Islam – in Ulm im Umkreis des Islamischen Informationszentrums (IIZ), das als Anlaufstelle für radikale Islamisten gilt (*Holl* u. a. 2007) und nun, nach den Ereignissen, die Selbstauflösung beschlossen hat. Die charismatische Leitfigur dieses Milieus ist *Yehia Y.*, der Ende der 1990er-Jahre nach Ulm kam, ein radikaler Hassprediger, der sich speziell an Jugendliche und Konvertiten wendet. Dies geschieht beispielsweise mit einer im IIZ redigierten und im Internet veröffentlichten Zeitung „Denk mal islamisch“. *Mohammed Atta*, Attentäter des 11. September 2001, wie auch andere angeklagte oder mutmaßliche, international agierende islamistische Terroristen hielten sich zeitweise in diesem Milieu auf (*Soldt* 2007).

Was machte dieses Milieu so interessant für *Fritz G.*? Dieser wird als jemand beschrieben, der sich von seinen ursprünglichen sozialen Bezügen, und damit auch sozialen Räumen, entfremdet hat. Dazu gehören die Familie, die Freunde, die Klassengemeinschaften und eventuell auch die Sportkameraden und Kumpels vom Jugendheim. Mit dieser sozialräumlichen Entfremdung ging die Entfremdung von den grundlegenden Werten und Normen dieser Gemeinschaften und der Gesellschaft insgesamt einher. Somit wurde *Fritz G.* wahrscheinlich ein geradezu passgenaues *Ansprechopfer* der Islamisten (*Lau* 2007, *Erhardt* 2007). Dass diese genauso wie andere radikale und ins Extremistische abgleitende Gruppen um solche entfremdeten Kinder, Jugendliche und Heranwachsende – aber auch Erwachsene – werben, ist offensichtlich. Das tun auch die Rechtsextremisten (*Hafenecker* 2007) und allerlei fundamentalistische religiöse Kreise. Besonders gezielt werden dabei Menschen angesprochen, die zum Kreis der potenziellen *radikalen Verlierer* unserer Gesellschaft gehören (vergleiche, auch für den weiteren Absatz, *Enzensberger* 2006).

Unsere auf Konkurrenzkampf ausgerichtete Gesellschaft produziert zwangsläufig eine Schar von Verlierern und Verliererinnen. Paradebeispiel hierfür könnte meiner Meinung nach das deutsche Schulsystem sein. Die Verlierer und Verliererinnen teilen sich in verschiedene Fraktionen ein. Zu ihnen zählen

der *Versager*, der sich abfindet und resigniert, das *Opfer*, das Genugtuung fordert, der *Besiegte*, der sich auf die nächste Runde des Kampfes vorbereitet, und der *radikale Verlierer*, der sich grundsätzlich absondert. Kennzeichen des radikalen Verlierers, fast immer ein Mann, ist die oben genannte sozialräumliche Entfremdung. Diese geht mit einer radikalen Veränderung der subjektiven Dimension seiner Lebenswelt einher, das heißt den Sichtweisen, wie er sich selbst in seinen Lebensumständen verortet. In seinem Selbstbild verweigern die anderen ihm die Anerkennung, die ihm doch gebührt. Die Welt hat sich gegen ihn verschworen. Das vermeintliche Votum der anderen über ihn, dass er ein Verlierer sei, internalisiert er in einem „Ich bin ein Verlierer und sonst nichts.“ Die Begründung hierfür sieht er in zwei Momenten, die sich in einem Teufelskreis zusammenschließen: „Die anderen sind schuld“ und „Es liegt an mir.“ Hieraus erst ergibt sich die unheimliche Energie des *finalen Anerkennungskampfes* (zum Beispiel die Tragödie von Tuusula am 7. November 2007) im Amoklauf, der durch eine Beiläufigkeit wie zum Beispiel ein vermeintlich zynisches Lächeln einer Lehrerin ausgelöst werden kann. Am Ende einer Abwertungsspirale des eigenen Selbst kann der radikale Verlierer dann noch einmal über andere und sich *triumphieren*, indem er ihr und sein Leben auslöscht – Originalton des Amokläufers von Tuusala: „Ich bin das Gesetz, der Richter und der Henker, es gibt keine höhere Autorität als mich.“ Doch zu einem solchen individuellen finalen Anerkennungskampf muss es nicht kommen. Eine Alternative hierzu ist die Anbindung an eine Gruppe mit einem radikalen, hermetisch abgeriegelten, geordneten Weltbild, in dem Führer, Freunde und Feinde klar bestimmt sind.

Nicht jeder sozialräumliche Entfremdungsprozess muss in einer solchen Laufbahn des Radikalen und Extremistischen enden. Doch diese Beispiele weisen vielleicht auf breitere Entfremdungsprozesse hin, die weniger spektakulär und medial präsent sind: das Abgleiten in Vereinzelung mit unterschiedlichen Suchtproblematiken, das Abtauchen in die *Parallelräume* des Cyberspace vor dem heimischen PC oder auch das Abwandern in kriminelle Milieus. Immer geht es dabei aber um die Sichtweise des einzelnen Menschen auf seine sozialräumlichen Bezüge, die Bilanz erfahrener Teilhabe und anvisierter wie umgesetzter Teilnahme. Und diese Sichtweise ist von Entfremdung gekennzeichnet.

Desorientierte Lebenswelten

Zu dem Phänomen der entfremdeten Sozialräume gesellt sich ein zweites, das der desorientierten Le-

benswelten. Beide Erscheinungen stehen in einer jeweils auf den Einzelfall bezogenen, stärker oder schwächer ausgeprägten Wechselbeziehung. Hinsichtlich der desorientierten Lebenswelten stellt sich die Frage: Was geschieht, wenn Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen in ihrer Lebensweltorientierung auf Lebenswelten treffen, in denen sie keine Orientierungen mehr beziehungsweise *nur* Desorientierungen antreffen? Es ist dabei klarzustellen, dass Menschen sich in ihrem Handeln immer an Werten und Zielen orientieren. Orientierungslosigkeit steht hier dann für die Sicht der Betrachtenden, die diese Orientierungen der Adressaten und Adressatinnen nicht aufspüren und erkennen können oder sie aus der eigenen persönlichen wie vielleicht auch beruflichen Haltung heraus – zumindest in einem ersten Impuls – nicht zu akzeptieren vermögen und als Desorientierungen verwerfen.

Diese Orientierungslosigkeit beziehungsweise Desorientierung bezieht sich auf Phänomene der Verwahrlosung, die für viele Sozialarbeiter und Sozialpädagoginnen zum Alltagsgeschäft gehören. *Hans Scherpner* beschreibt schon 1962 in seiner Theorie der Fürsorge die Verwahrlosung als eine Grundform der Hauptbedürftigkeit. Am Ende ihrer Entwicklung steht die Asozialität; diese ist nichts anderes als die Entfremdung vom Sozialraum samt den sozialen Bindungen. Verwahrlosung kann dabei mit der materiellen Verarmung und Armut einhergehen (*Scherpner* 1974, S. 156-157). Damit ist die Verwahrlosung auch nicht ein Problem einer besonderen Schicht oder Klasse der Gesellschaft! Die Verwahrlosung, die selbst eben kein *neues* Phänomen ist (*Salomon* 1927), lässt sich in vielerlei Dimensionen näher bestimmen. Zu ihr gehören heute beispielsweise die Medienverwahrlosung, die sexuelle Verwahrlosung, die Kindesverwahrlosung und die kommunikative Verwahrlosung. Dahinter steckt letztlich ein Bildungsproblem. Die kulturelle Verarmung und Enteignung breiter Schichten der Gesellschaft führt dazu, dass Menschen mit der *Herausbildung* eigener Lebensorientierungen, die gleichsam individuelle Selbstbestimmung wie Gemeinwohlorientierung ausdrücken, überfordert sind.

Besonders auffällig ist heute dabei das Ausmaß des Phänomens der Verwahrlosung, das das Ziel gesellschaftlichen Handelns, eine demokratische und somit soziale Weise des Zusammenlebens, untergräbt. Die von *Scherpner* so beschriebene Asozialität als Entfremdung von den sozialen und sozialräumlichen Beziehungen zeigt sich in einer Gleichgültigkeit gegenüber dem und den anderen wie gegenüber sich selbst; eine der verantwortlichen Haltung

entgegengesetzte Positionierung (*Mührel* 2005a, S. 114-115). So eine Haltung ist dann offen für jegliche Art von eindimensionaler Welthaltung, wie sie sich in den verschiedenen Ismen ausdrückt. Um nur einige wenige mögliche Beispiele zu nennen, sei hier auf den religiösen Fundamentalismus, den Sexismus, den medialen Konsumismus und den allgemeinen Hedonismus verwiesen. All diesen Haltungen ist eines gemeinsam: die Verweigerung oder/und das Unvermögen einer offenen Welthaltung. Genau diese ist aber die Grundlage eines demokratischen Gemeinwesens.

Wie können Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen agieren, wenn sie auf desorientierte Lebenswelten ihrer Adressaten und Adressatinnen treffen? Ist es nicht in einer eventuell falschen Interpretation der Konzeption der Lebensweltorientierung und auf der Basis einer nur vordergründigen Toleranz eher verpönt, nach den Orientierungen der Klientel zu fragen? Besteht hier nicht eine große Hilflosigkeit gegenüber desorientierten Lebenswelten, eine Hilflosigkeit, die eventuell zu einem Wegschauen und Verdrängen dieser Problematik führt? Solange es hinsichtlich der Verwahrlosungstendenzen keine allzu großen Auffälligkeiten gibt (siehe den Fall *Kevin* in Bremen), werden diese Tendenzen ignoriert. Dies kann mit einer eventuellen Frage nach der Orientierung beziehungsweise Desorientierung des eigenen Lebens seitens der Professionellen einhergehen. Eine solche Verdrängung hat beispielsweise mit Bezug auf die Orientierungen beziehungsweise Desorientierungen von Subkulturen in den Niederlanden zu verheerenden gesellschaftlichen Konflikten geführt. Was tut Soziale Arbeit eigentlich in solchen Milieus? Dieser Frage muss sie sich als gesellschaftliche Akteurin stellen. Zudem bleibt eine andere Frage offen: Welche Werte und Normen sollen es denn sein, die zu einer Stärkung des Zusammenhalts der Menschen und der Gesellschaft insgesamt beitragen?

Kontexte Sozialer Arbeit

Soziale Arbeit hat die Entwicklung der Gesellschaft zu einem sozialen Miteinander von gleichberechtigten, gleich verantwortlichen und solidarischen Mitgliedern zum grundlegenden Ziel (*Buchkremer* 1995, S. 306). Es geht ihr also immer um die weitestgehende Teilhabe und Teilnahme der Menschen am gesellschaftlichen Leben. Dies kann auf zwei miteinander korrespondierenden Wegen erreicht werden. Zum einen ist dabei die von *Carsten Müller* beschriebene Erziehung zur Demokratie (*Müller* 2005) zu nennen, zum anderen die Thematisierung von sozialer (Un-)Gerechtigkeit mit Bezug auf die Menschenrechte (*Mührel; Röh* 2007).

Bezug auf Demokratie und Menschenrechte

Die Erziehung zur Demokratie, ein sozialpädagogischer Theorieentwurf mit Bezug auf die Grundlegung der Sozialpädagogik durch *Karl Mager* in der Mitte des 19. Jahrhunderts, zielt auf eine individuelle wie kollektive demokratische Lebensweise, meint also mehr als nur eine Regierungsform. Die Menschen sollen nicht nur im individualpädagogischen Sinne auf eine selbstbestimmte Lebensführung und *Selbstverwirklichung* hin orientiert und geleitet werden, sondern zudem hin auf eine aktive und freie Teilnahme am gesellschaftlichen Leben und die kreative wie innovative Mitgestaltung des demokratischen Gemeinwesens. Hierzu bedarf es der Schaffung von Beteiligungsmöglichkeiten und Beteiligungsgerechtigkeit in den gesellschaftlichen Institutionen wie beispielsweise der Schule hinsichtlich der Schulentwicklung (*Mührel* 2005b) oder auch bei der Gestaltung von Stadtteilen. Soziale Arbeit kann hierbei über Schulsozialarbeit beziehungsweise Gemeinwesenarbeit Prozesse mit Ziel einer demokratischen Lebensweise mitgestalten. Eine solche „rationale Erziehung, die Bildung ermöglicht“ (*Winkler* 2003, S. 24), orientiert sich an reflexiv nachvollziehbaren Zielsetzungen, die keine Bevormundung, sondern im weitesten Sinne Möglichkeiten zur Emanzipation durch Bildung beinhalten. Daher bezieht sich diese *Erziehung* auch nicht nur auf Kinder und Jugendliche, sondern auf alle Menschen.

Die Thematisierung der sozialen (Un-)Gerechtigkeit mit Bezug auf die Menschenrechte stützt sich auf die Beschreibung der Bedürfnisse, die befriedigt sein müssen, damit ein menschenwürdiges Dasein möglich ist. Hierzu gehören nach dem von den Vereinten Nationen in Zusammenarbeit mit dem Internationalen Verband der SozialarbeiterInnen (IFSW) und der Internationalen Vereinigung der Ausbildungsstätten für Sozialarbeit (IASSW) erarbeiteten Handbuch für Menschenrechte (*Vereinte Nationen* u. a. 2002) unter anderem die Unversehrtheit des Lebens, die Unabhängigkeit und Freiheit, die Gleichberechtigung, die Solidarität sowie Friede, Evolution und Gewaltlosigkeit. Fachleute sozialer Berufe sollen über die Thematisierung der Menschenrechte im Studium eine Deutungs- und Handlungskompetenz erlangen, um die Missachtung solcher Bedürfnisse und damit Menschenrechtsverletzungen wahrzunehmen und eine Anwaltschaft im Sinne ihrer Adressaten und Adressatinnen für deren Achtung und Befriedigung zu übernehmen. Die hier genannten Bedürfnisse beziehungsweise Werte sind nahezu deckungsgleich mit den Werten, die eine demokratische Lebensweise erfordert.

Gelingt die Vermittlung der Werte von Demokratie und Menschenrechten?

Zu fragen ist zunächst, ob diese genannten Werte überhaupt noch im Sinne einer Erziehung zur Demokratie vermittelbar sind. Zumal in Zeiten, in denen die Bildungslandschaft von einer *Theorie der Unbildung* geprägt ist, wie es unlängst *Konrad Paul Liessmann* (2006) konstatiert hat. Bildung umschrieb in der klassischen Variante das „Programm der Menschwerdung durch die geistige Arbeit an sich und der Welt“ (*ebd.*, S. 59). In der von *Adorno* beschriebenen Halbbildung entfremdete sich der Geist von sich selbst, aber in seinem Unverständnis bezog er sich noch auf die Kategorien der Bildung. Die Unbildung aber hat jeglichen Bezug zur Bildung aufgegeben. Bildung wird somit endgültig von einem funktionalen, unkritischen Wissensmanagement abgelöst. Ob eine solche Geistlosigkeit, die *Liessmann* in den Schulen, Hochschulen und Universitäten im Rahmen der vielfachen Reformen am Werke sieht, überhaupt noch dazu führen kann, dass eine Erziehung zur Demokratie grundlegend zu gelingen vermag, ist mehr als fraglich.

Vielleicht wird die von *Müller* noch angestrebte demokratische Lebensweise gewollt abgelöst von einer undemokratischen im neuen Zeitalter des *aufgeklärten Absolutismus*; einer Epoche der Parallel- und Klassengesellschaften, die Bildung im umfassenden *klassischen* Sinne nur noch für den führenden Teil der Gesellschaft vorsieht, was den Bildungsgedanken in sich pervertiert. Hiermit würde einhergehen, dass die Menschenrechte nur aus Gründen der politischen Korrektheit noch als nette Verzierungen der sich dem globalen Wettbewerb unterwerfenden (Welt-)Gesellschaft dienen würden, eingedampft und begrenzt auf die liberalen Freiheitsrechte des einzelnen Menschen gegenüber dem Staat, die besonders den Besitz von Privateigentum legitimieren helfen. Ein einschlägiges Beispiel für diesen Prozess stellt die Diskussion über die Verfassung der Europäischen Union dar. In der Gestaltung des dann letztlich durch mehrere Volksabstimmungen in einzelnen Mitgliedsländern abgelehnten Entwurfs konnten sich die Beteiligten einvernehmlich nur auf die Freiheitsrechte einigen. Gegen Entfremdung und Desorientierung hilft dann lediglich eine Law-and-order-Strategie, nach der alles, was nicht normal orientiert und integriert – also desorientiert und entfremdet – ist, weggesperrt wird.

Was hält die Gesellschaft zusammen?

Zum anderen stellt sich jedoch auch die Frage, ob die genannten Werte überhaupt eine solche Bindungskraft besitzen, um einer Entfremdung und Desorien-

tierung vorzubeugen beziehungsweise diese durch eine Art Reintegration zu beheben. Sind diese Werte nicht tatsächlich zu abstrakt? Sie können die Rahmenbedingungen einer Gesellschaft der Pluralität und Diversität darstellen und die Spielregeln für das gesellschaftliche Miteinander bestimmen, was schon eine große Leistung ist. Vermögen sie aber tatsächlich sozialen Zusammenhalt auf dem Mindestmaß *kultureller Homogenität* (Dreier 2007) zu gewährleisten?

Mit diesen Fragestellungen begeben wir uns mitten in die gesellschaftsphilosophischen wie die damit unmittelbar zusammenhängenden gesellschaftspolitischen Diskurse hinein. Soziale Arbeit hat dabei in ihrer Entwicklung immer verschiedene Perspektiven in Rückbindung an leitende Auffassungen eingenommen. Dies wird beispielsweise an der Theoriesgeschichte deutlich. Von Beginn der Entwicklung der Sozialpädagogik – und später der Sozialarbeit – an finden wir plurale Theorieentwürfe, die sich auf die unterschiedlichen Gesellschaftsperspektiven des (Sozial-)Liberalismus, des Kommunismus und, im heutigen Sprachgebrauch ausgedrückt, der verschiedenen kommunitaristischen Modelle beziehen. Lediglich Bezüge zum extrem freiheitlich ausgerichteten Liberalismus sind dabei gar nicht oder eher selten anzutreffen.

Von besonderer Aktualität sind, aufgrund der sicherlich kritisch zu reflektierenden, offensichtlichen Verabschiedung von sozialstaatlichen Prinzipien der *Bonner Republik*, Theorien Sozialer Arbeit, die mit dem Kommunitarismus in seinem weitesten Sinne und seiner politischen Umsetzung in dem Leitbild der Zivil- und Bürgergesellschaft der *Berliner Republik* sowie der Europäischen Union korrespondieren. Zu ihnen zähle ich unter anderen den Entwurf der Sozialpädagogik als Erziehung zur Demokratie von *Carsten Müller* wie den der Sozialen Arbeit als Gemeinwohlunternehmen von *Wolf Rainer Wendt* (Wendt 1998). Dabei wird aber eine Variante der kommunitaristischen Modelle ausgespart, die ich als *wertkonservativ* bezeichnen würde und die unter anderem die Bedeutung der Glaubensgemeinschaften für die Stärkung des sozialen Zusammenhalts der Gesellschaft hervorheben. Eine Grundlage hierfür ist die Katholische Soziallehre, die aufbauend auf der Christlichen Sozialethik schon immer die gelingende Vermittlung von Individualität und Sozialität im Blick hat, womit im Grundsatz eine Übereinstimmung mit der Aufgabe der Sozialen Arbeit besteht. Zu betonen ist dabei, dass die normativen Orientierungen der Christlichen Sozialethik mit denen des Manuals der Vereinten Nationen

(siehe oben) weitgehend übereinstimmen (*Heimbach-Steins* 2004, Band 1, Kapitel IV). Durchaus lassen sich mit Blick auf die Soziale Arbeit Parallelen zur Theorie *Johann Hinrich Wicherns* (Niemeyer 1997) oder auch dem sozialen Katholizismus – einem Vorläufer hin zur Katholischen Soziallehre – von *Wilhelm Emmanuel von Ketteler* (Mühlrel 2007) aus dem 19. Jahrhundert aufzeigen. Dabei ist festzuhalten, dass *Ketteler* und *Wichern* zwar die Betonung der Bedeutung der Religion für gelingende Selbstwerdung des Menschen und den sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft verbindet, aber *Wicherns* politischer Horizont eines reaktionären und restaurativen Staates unterscheidet sich grundsätzlich von dem auf ein demokratisches Gemeinwesen hin orientiertes Denken *Kettelers*.

Gibt es eine sinnvolle Möglichkeit der Wiederbelebung der sich an solchen Spielarten des Kommunitarismus orientierenden Theorien und Konzeptionen Sozialer Arbeit?

Theologie, Religion und Soziale Arbeit

Es ist offensichtlich, dass sich heute aus vielerlei Gründen die Beziehung zwischen Religion beziehungsweise Theologie und Sozialer Arbeit sehr schwierig gestaltet. Dabei ist davon auszugehen, dass „die theologische Reflexion in Theorie und Praxis Sozialer Arbeit nur eine marginale Rolle spielt“ (*Krockauer* u. a. 2006, S. 9). Die Frage ist, ob dies gerechtfertigt ist. Sollte nicht angesichts der Phänomene der entfremdeten Sozialräume und desorientierten Lebenswelten dieser Zweig der Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit eine Renaissance erfahren? Dafür wäre es notwendig, die bio-psycho-soziale Betrachtungsweise des Menschen in eine bio-psycho-sozial-geistige zu erweitern, die die Dimension der Welthaltungen – und damit auch die der religiösen – samt der Spiritualität kritisch thematisiert und reflektiert. Komplementär hierzu gehört auch die gesellschaftliche Dimension der Glaubensgemeinschaften einer wissenschaftlichen und philosophischen Kritik unterzogen. Kann es sich Soziale Arbeit auf Dauer leisten, die religiöse Dimension sozialen Zusammenhalts sowie der Lebenswelten lediglich marginal zur Kenntnis zu nehmen oder gar zu ignorieren? Dann müsste sie sich meines Erachtens gefallen lassen, bezüglich der genannten Phänomene nicht mehr als gesellschaftliche Akteurin wahrgenommen zu werden.

Ich sehe durchaus Brücken für eine Annäherung und ein Zusammenwirken von Theologie, Religion und Sozialer Arbeit. Besonders betonen möchte ich dabei all jene Versuche, die eine Diskussion zwischen

Glaube und Vernunft fruchtbar gestalten. Ein Beispiel hierfür ist der Dialog zwischen *Jürgen Habermas* und *Joseph Ratzinger* (*Habermas; Ratzinger 2005*, dazu auch die *Enzyklika Fides et Ratio* von *Johannes Paul II.* 1998), der auf die Vermeidung eines religiösen Fanatismus wie einer fanatischen, sich an keinem anderen Maß außer ihrer selbst mehr orientierenden Vernunft zielt. Ein solcher Dialog könnte als ein reflexiver und auch gesellschaftskritischer Hintergrund für den Umgang Sozialer Arbeit mit Menschen dienen, deren Leben von entfremdeten Sozialräumen und einer desorientierten Lebenswelt geprägt ist. Eine weitere Verbindungslinie erkenne ich gerade in globaler Perspektive in einer kritischen Annäherung zur Theologie der Befreiung, welche die (Un-)Gerechtigkeit der Verteilung der gesellschaftlichen Ressourcen schon immer mit im Blick hat (*Boff; Boff 1987*). Diese hat beispielsweise große Überschneidungsebenen mit der von *Roland Lutz* beschriebenen *befreienden Sozialarbeit*, die auf der Pädagogik der Befreiung *Paulo Freires* basiert (*Lutz 2005, 2006, Freire 1973*). Die Theologie der Befreiung, die sich als eine Theologie aus dem Leben des *Volkes* versteht, beachtet als Theologie die spirituellen Bedürfnisse der Menschen und das religiöse Leben als Bindeglied sozialen Zusammenhalts. Diese Perspektive könnte für Theorien und Konzepte der Sozialen Arbeit durchaus gewinnbringend sein.

Ausblick

Meine kritische Anfrage an die Theorien und Konzepte der Sozialraumorientierung und Lebensweltorientierung ist von der Sorge getragen, dass diese im aktuellen Wandel der Gesellschaft ihre Intention – und darin sind sie paradigmatisch für die gesamte Soziale Arbeit – der Stärkung des sozialen Zusammenhalts der Gesellschaft(en) verfehlen könnten. Innerhalb dieses Wandels, der zu den beschriebenen Phänomenen der *entfremdeten Sozialräume* und *desorientierten Lebenswelten* führt, ist eine solche Anfrage eine Selbstvergewisserung. Es ist unabdingbar und richtig, dass sich Soziale Arbeit in ihren Grundwerten und Zielsetzungen auf die humanistischen Werte der Aufklärung bezieht: Menschenrechte, Demokratie als Lebensweise, Solidarität, Emanzipation und Gleichberechtigung. Doch besitzen diese genügend Wirkung hinsichtlich des Zusammenhaltens und Integrierens? Oder sind sie hierfür nicht letztlich doch zu abstrakt, so sehr sie auch den *Rahmen* für eine plurale, offene Gesellschaft darstellen? Die Frage stellt sich, ob nicht im Rahmen der Pluralität der Sichtweisen auf die Gesellschaft innerhalb der Theorien und Konzepte der Sozialen Arbeit ein Strang wiederbelebt werden kann, der Komponenten des sozialen Zusammenhalts seitens der religiö-

sen und spirituellen Bedürfnisse von Menschen wieder vermehrt mit in die Betrachtungen einschließt.

Anmerkung

1 Grundlage des Beitrags ist ein am 23. Februar 2007 gehaltenen Vortrag anlässlich der Eröffnung einer Flexi WG der Outlaw gGmbH in Emden.

Literatur

- Birgmeier**, Bernd Reiner: Soziale Arbeit: Handlungswissenschaft. Praxiswissenschaft oder Praktische Wissenschaft. Überlegungen zu einer handlungstheoretischen Fundierung Sozialer Arbeit. Eichstätt 2003
- Boff**, Clodovis; Boff, Leonardo: Wie betreibt man Theologie der Befreiung. Düsseldorf 1987
- Böhnisch**, Lothar; Schröer, Wolfgang: Die soziale Bürgergesellschaft. Zur Einbindung des Sozialpolitischen in den zivilgesellschaftlichen Diskurs. Weinheim 2002
- Boomgaarden**, Theo (Hrsg.): Flexible Erziehungshilfen im Sozialraum. Theoretische Grundlagen und praktische Erfahrungen. Münster 2001
- Buchkremer**, Hansjosef: Handbuch Sozialpädagogik. Darmstadt 1995
- Dreier**, Horst: Verfassungsstaat im Kampf der Kulturen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 4. Oktober 2007, S. 10
- Enzensberger**, Hans-Magnus: Schreckensmänner. Versuch über den radikalen Verlierer. Frankfurt am Main 2006
- Enzyklika Fides et Ratio**. 1998
- Erhardt**, Christoph: Von militanten Islamisten gelockt. Konvertiten in Deutschland. Wenn Übereifer in politisch-religiösen Fanatismus und Kadavergehorsam mündet. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 7. September 2007, S. 3
- Freire**, Paulo: Pädagogik der Unterdrückten. Reinbek 1973
- Früchtel**, Frank u. a.: Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Textbook: Theoretische Grundlagen. Wiesbaden 2007
- Galuske**, Michael: Flexible Sozialpädagogik. Elemente einer Theorie Sozialer Arbeit in der modernen Arbeitsgesellschaft. Weinheim 2002
- Habermas**, Jürgen; Ratzinger, Joseph: Dialektik der Säkularisierung. Über Vernunft und Religion. Freiburg im Breisgau 2005
- Hafenecker**, Benno: Umgang mit extremen Rechten. In: neue praxis 3/2007, S. 235-237
- Heimbach-Steins**, Marianne (Hrsg.): Christliche Sozialethik. Ein Lehrbuch, Band 1 und 2. Regensburg 2004
- Holl**, Thomas u. a.: Die Spur der Täter. Wer waren die Männer, die in der deutschen Provinz Bomben bauten und durch den größten Polizeieinsatz der Nachkriegsgeschichte dingfest gemacht werden konnten? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 7. September 2007, S. 3
- Hundeck**, Markus: Biographisches Erzählen als humane Selbstbehauptung. Postmoderne Einlassungen Sozialer Arbeit zwischen Wissenschaft und Globalisierung. In: Mührel, Eric (Hrsg.): Quo vadis Soziale Arbeit? Auf dem Wege zu grundlegenden Orientierungen. Essen 2006, S. 41-52
- Kessl**, Fabian: Der Gebrauch der eigenen Kräfte. Eine Gouvernamentalität Sozialer Arbeit. Weinheim 2005
- Krockauer**, Rainer u. a.: Theologie und Soziale Arbeit. Handbuch für Studium, Weiterbildung und Beruf. München 2006
- Lau**, Jörg: Heimat Hölle. Deutsche Bürgerkinder mit Blutdurst – kommt uns das wirklich so fremd vor? In: DIE ZEIT vom 13. September 2007, S. 4

Liessmann, Konrad Paul: Theorie der Unbildung. Wien 2006
Lutz, Ronald: Befreiende Sozialarbeit. Skizzen einer Vision. Oldenburg 2005

Lutz, Ronald: Befreiende Praxis. In: Soziale Arbeit 3/2006, S. 82-90

Mührel, Eric: Verstehen und Achten. Philosophische Reflexionen zur professionellen Haltung in der Sozialen Arbeit. Essen 2005a

Mührel, Eric: Sozialpädagogik macht Schule. Eine alte richtungweisende Zukunft. In: Sozialmagazin 4/2005b, S. 40-43

Mührel, Eric: Wider die Pulverisierung des Menschen. Die Schrift des Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler über „Die Arbeiterfrage und das Christenthum“ aus 1864 im Spiegel der heutigen Sozialen Frage. In: Sozialmagazin 12/2007

Mührel, Eric; Röh, Dieter: Soziale Arbeit und die Menschenrechte. Perspektiven für eine soziale Weltgesellschaft. In: neue praxis 3/2007, S. 293-307

Müller, Carsten: Sozialpädagogik als Erziehung zur Demokratie. Ein problemgeschichtlicher Theorieentwurf. Bad Heilbrunn 2005

Niemeyer, Christian: Die Schlacht um die Jugendwohlfahrt oder Intention und Wirken Wicherns. In: Niemeyer, Christian u. a. (Hrsg.): Grundlinien Historischer Sozialpädagogik. Traditionsbezüge, Reflexionen und übergangene Sozialdiskurse. Weinheim 1997, S. 71-93

Salomon, Alice: Soziale Diagnose. Berlin 1927

Scherpner, Hans: Theorie und Fürsorge. Göttingen 1974

Schiller, Friedrich: Briefe über ästhetische Erziehung. Berlin 1946

Soldt, Rüdiger: Wie der Terror gedeiht. Eine Stuttgarter Ausstellung über Islamismus. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 10. September 2007, S. 4

Thiersch, Hans: Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit. Gesellschaftspolitik, Theorie und Ausbildung. Weinheim 2002

Thiersch, Hans: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. Weinheim 2005

Vereinte Nationen – Zentrum für Menschenrechte; IFSW; IASSW: Menschenrechte und Soziale Arbeit – ein Handbuch für Ausbildungsstätten der Sozialen Arbeit und für den Sozialarbeitsberuf, in Bearbeitung der Fachhochschule Ravensburg-Weingarten 2002

Wendt, Wolf Rainer: Bürgerschaft als leitendes Thema in der Sozialen Arbeit. In: neue praxis 2/1998, S. 125-135

Winkler, Michael: Theorie der Sozialpädagogik – eine Rekonstruktion. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik 1/2003, S. 6-24

Kroatinnen und Kroaten der zweiten Generation

Herkunftsorientierung und Identitätsbildung

*Katarina Vladisavljević;
Süleyman Gögercin*

Zusammenfassung

Bei der zweiten Generation der kroatischen Arbeitsmigranten und -migrantinnen kann die Identitätsbildung vereinfacht in drei Prozesse und damit drei Identitätsformen eingeteilt werden, die auch Überschneidungen enthalten können: Bildung einer deutschen, einer deutsch-kroatischen oder einer kroatischen Identität. Die letzte Form wird durch einen Prozess begleitet, der als Herkunftsorientierung bezeichnet wird. Es gibt eine Vielzahl von Indikatoren, die auf eine Herkunftsorientierung hinweisen, und eine noch größere Anzahl von Faktoren, die eine solche fördern können.

Abstract

As to the second generation of immigrants from Croatia (migrant workers), identity development can, with a little simplification, be divided into three stages thus differentiating between three kinds of identity which may possibly overlap: the shaping of a German, a German-Croat and a Croat identity, respectively. The latter stage is accompanied by a process called in-group reaction. There is a large number of indicators suggesting such an in-group reaction and an even larger number of factors that may support its development.

Schlüsselwörter

Migrant – Kroatien – Identität – Integration – Segregation – Rückwanderung – Befragung

1. Hintergrund – Fragestellung

Über die Identitätsentwicklung der in Deutschland lebenden Migranten und Migrantinnen der zweiten Generation gibt es inzwischen eine beachtliche Anzahl von Untersuchungen und Veröffentlichungen,¹ die insbesondere den türkischen Bevölkerungsanteil betreffen. Über die Kroatinnen und Kroaten der zweiten Generation gibt es bisher keine Studien. Dabei sind die in Deutschland lebenden Kroatinnen und Kroaten der zweiten Generation in ihrem Alltag in ähnlicher Weise mit unterschiedlichen Kultur- und Identitätsverständnissen konfrontiert und damit in ihrer Identitätsentwicklung vor besonders große Herausforderungen gestellt. Durch zum Teil widersprüchliche Modernisierungsprozesse ist die Identitätsentwicklung in postindustriellen Gesellschaften

ten zudem für alle eine große individuelle Herausforderung. Der vorliegende Artikel beschäftigt sich mit folgenden Fragen: Wie kann sich diese Herausforderung auf die Identitätsentwicklung auswirken? In welchem Ausmaß ist eine Herkunftsorientierung bei der in Deutschland lebenden kroatischen Bevölkerung zu beobachten und ist die mögliche Herkunftsorientierung eine Reaktion gegen die Integration und damit gegen Deutschland? Bezüglich der Herkunftsorientierung wird vorab untersucht, woran sie erkannt werden kann und welche Faktoren sie fördern können. Diesen Fragen wurde exemplarisch anhand problemzentrierter Interviews mit elf Kroatinnen und Kroaten der zweiten Generation aus Baden-Württemberg zwischen 17 und 24 Jahren nachgegangen. Die nachfolgenden Ausführungen fassen die wesentlichen Ergebnisse dieser Untersuchung zusammen. Sie sind als Diskussionsbeitrag zu verstehen. Des Weiteren ist zu betonen, dass die Ergebnisse zwar nützlich und aussagekräftig, aber nicht repräsentativ sind. Der Vorstellung der Ergebnisse werden einige allgemeine Informationen über das Land Kroatien vorangestellt.

2. Kroatien

Die Republik Kroatien (Republika Hrvatska), ist eine parlamentarisch-demokratische Republik im Südosten Europas an der Ostküste der Adria. Zu ihr gehören insgesamt 1246 Inseln, von denen 47 bewohnt sind. Hauptstadt und Regierungssitz ist mit etwa einer Million Einwohnern Zagreb. Kroatien hatte bei einer im Jahr 2001 durchgeführten Volkszählung 4 437 460 Einwohnerinnen und Einwohner, davon waren rund 89 Prozent Kroaten und 4,5 Prozent Serben. Eroberungen und Rückeroberungen sind in der Geschichte des Landes besonders augenfällig. Die jahrhundertlange Fremdherrschaft (Osmanen, Verbund mit Österreich-Ungarn) ist nicht spurlos an der Bevölkerung vorübergegangen. Die Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1991 ist für die Menschen in Kroatien deshalb ein historischer Moment, auf den sie stolz sind. Dieser Patriotismus ist nicht nur bei der kroatischen Bevölkerung im eigenen Land auffällig, sondern auch hier in der Diaspora unter den Angehörigen der zweiten Generation der Kroaten.

3. Kroaten und Kroatinnen in Deutschland

Über Jahrhunderte hinweg war Kroatien ein Auswanderungsland. Gründe hierfür waren vor allem die schwierige politische und wirtschaftliche Lage. Die meisten Emigrantengruppen finden sich in Deutschland. Insgesamt lebten Ende 2005 in der Bundesrepublik² 228 926 Kroaten und Kroatinnen, über ein Drittel von ihnen in Baden-Württemberg. Rund 9,5 Prozent der in Deutschland lebenden

kroatischen Bevölkerung sind unter 20 und 11,3 Prozent über 65 Jahre alt.

Die ersten Kroatinnen und Kroaten kamen infolge des bilateralen Abkommens mit dem damaligen Vielvölkerstaat Jugoslawien im Jahre 1968 nach Deutschland. So lebten Anfang 2006 88 Prozent dieser Bevölkerungsgruppe seit über zehn Jahren in der Bundesrepublik, 45,2 Prozent bereits seit über 30 Jahren. Rund 20 Prozent kamen in den Jahren des kroatischen Unabhängigkeitskrieges (1991 bis 1995). Seit der Unabhängigkeit im Jahr 1991 wurden jährlich zwischen 1 648 (1999) und 3 931 (2001) Kroaten und Kroatinnen in Deutschland eingebürgert. Im Jahr 2004 verzeichnete das Statistische Bundesamt 1 689 Einbürgerungen (*aid-Integration in Deutschland 2006*, S. 17).

Als die ersten Kroaten nach Deutschland kamen, war ein dauerhafter Aufenthalt – wie bei anderen Arbeitsmigranten auch – nicht geplant und beiderseits nicht gewollt. Vom am 23. November 1973 verhängten Anwerbestopp für Migranten versprach sich die damalige Bundesregierung unter anderem eine Rückkehrwelle, die jedoch ausblieb. Auch die Mehrzahl der kroatischen Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen blieb in Deutschland und holte ab diesem Zeitpunkt verstärkt die zurückgebliebenen Familienmitglieder nach, vor allem Kinder. Diese und auch die in Deutschland geborenen Kinder bilden die zweite Generation.

4. Ergebnisse der Untersuchung und praktische Konsequenzen

4.1 Bedeutung der ethnischen Identität

Das Aufwachsen in einer kroatischen Arbeitsmigrantenfamilie stellt die Angehörigen der zweiten Generation vor verschiedene Herausforderungen, die durch die Migration bedingt sind. Die Sozialisation der zweiten Generation der Kroatinnen und Kroaten erfolgt durch vier Instanzen: die Familie, die außerfamiliären Sozialisationsbereiche Kindergarten und Schule, die Peergroup und die ethnische Kolonie. Alle diese üben wesentliche Einflüsse auf die jungen Menschen aus. Trotz vieler schwieriger Momente, vor die kroatische Kinder gestellt werden, sollte man nicht der Kulturkonflikthypothese folgen und von einer problematischen Sozialisation reden, die durch das Zusammentreffen von Kulturen entsteht. Denn die jugendlichen Migranten und Migrantinnen entwickeln durchaus Strategien, um die bikulturellen Sozialisationserfahrungen in sich zu vereinbaren. Diese spezifische bikulturelle Sozialisation ist die Grundlage für die Identitätssuche der jungen Menschen, ein Prozess, der von vielen Faktoren beein-

flusst wird. Die ethnische Identität spielt hierbei eine wichtige Rolle. Deren Grundzüge sind zunächst ein Zugehörigkeitsgefühl zu einer ethnischen Gruppe, aus dem eine Identifikation mit dieser entsteht. Schließlich entwickelt sich aus der Identifikation ein Identitätsgefühl, indem sich das Individuum zu der Gruppe bekennt und sich als ihr Mitglied fühlt. Die Identitätsbildung kann bei der zweiten Generation der Kroatinen und Kroaten grundsätzlich auf drei verschiedene Arten geschehen. Wenn eine Person die ethnische Gruppe der Deutschen wählt, zu der sie sich zugehörig fühlt und mit der sie sich identifiziert, entsteht über den Prozess der identifikativen Assimilation eine deutsche Identität. Fühlt sich die Person sowohl zu der ethnischen Gruppe der Deutschen als auch der ethnischen Gruppe der Kroaten zugehörig, entsteht eine biethnische Identität mit biethnischer Orientierung. Fühlt sich die Person schließlich der ethnischen Gruppe der Kroaten zugehörig, kommt es zur Bildung einer kroatischen Identität. In diesem Falle ist die Herkunftsorientierung der Begleitprozess der Identitätsbildung.

Diese Herkunftsorientierung lässt sich bei den interviewten jungen Kroatinen und Kroaten aus Baden-Württemberg als eine eindeutige Tendenz erkennen. Die Indikatoren, die auf eine Herkunftsorientierung hinweisen, lassen sich stichwortartig wie folgt aufzählen:

▲ **Zugehörigkeitsgefühl zu Kroatien:** Die Befragten zeigen einen emotionalen Bezug zu diesem Land, indem sie meist Worte verwenden, die auf Gefühle schließen lassen, wie Geborgenheit, Zuhause, Freiheit und andere, während der Bezug zu Deutschland ein instrumenteller ist; er wird besonders über den Sektor Arbeit oder Deutschland als zweiter Wohnort gebildet.

▲ **Einbindung in die ethnische Kolonie:** Bei allen Interviewten ist eine Einbindung in die ethnische Kolonie der Kroaten und Kroatinen durch Besuche von innerethnischen Cafés und Diskotheken, Mitgliedschaft in Kulturgruppen (zum Beispiel Folkloregruppe) und Vereinen (zum Beispiel Fußballverein) sowie einer Zugehörigkeit zu einer kroatischen katholischen Gemeinde erkennbar.

▲ **Fixierung des Heimatbegriffes auf Kroatien:** Bei den Befragten ist durchweg festzustellen, dass unter Heimat das Land Kroatien verstanden wird.

▲ **Patriotismus:** Alle Befragten betonen, dass sie stolz darauf seien, Kroatianer oder Kroatin zu sein, allerdings mit einer kritischen Distanz zur Nation und zum Nationalismus. Es liegt also keine idealisierende Einstellung zur eigenen Nation vor.

▲ **Ausgeprägtes Gastarbeiterbewusstsein:** Die Merkmale dieses Indikators sind materialistische Ori-

entierung (Geldverdienen), Rückkehrorientierung sowie Heimat- und Vergangenheitsorientierung, verbunden mit Heimweh und Nostalgie. Obwohl die Angehörigen der zweiten Generation nicht in der Heimat aufgewachsen sind und Kroatien nicht das Land ihrer Kindheit ist, lassen sich Heimweh- und Nostalgiegefühle der ersten Generation auch bei ihnen feststellen.

▲ **Weitestgehend positive Bewertung der elterlichen Erziehung und Bereitschaft, diese ähnlich für die eigenen Kinder fortzusetzen:** Trotz der unterschiedlichen Bewertung ihrer Erziehung („locker“, „streng“ etc.) geben die Befragten grundsätzlich an, „richtig“ erzogen zu werden. Einige von ihnen betonen, ihre eigenen Kinder genauso oder fast genauso erziehen zu wollen.

▲ **Positive Bewertung der Muttersprache und Bereitschaft, an ihr festzuhalten:** Obwohl die Interviewten zugeben, nicht ausschließlich Kroatisch zu sprechen (auch wenn sie untereinander sind) und es vielmehr zu einer Mischsprache, zum Code-Switching, kommt, bewerten alle ihre Muttersprache positiv. Für alle spielt sie eine (sehr) wichtige Rolle.

▲ **Aufrechterhalten der Kontakte zu Kroatien:** Die Befragten erklärten ohne Ausnahme, dass die Möglichkeiten, Kontakte zu Verwandten, Freunden und Bekannten in Kroatien zu haben, vielfältig sind. Neben den klassischen Kommunikationsmöglichkeiten Briefkontakt und Telefonieren werden insbesondere SMS und Internet genutzt.

▲ **Positives Gefühl in Kroatien:** Die Befragten haben grundsätzlich das Gefühl, in Kroatien daheim zu sein: „Also, wenn ich in Kroatien bin, es ist ... ein schönes Gefühl, man fühlt sich einfach zu Hause, richtig zu Hause.“

Diese Indikatoren waren bei der untersuchten Gruppe klar erkennbar. Unterschieden haben sich die Befragten in ihren Ansichten hinsichtlich folgender Punkte:

▲ **Gefühl der Integration:** Während einige der Interviewten das Gefühl haben, in die deutsche Gesellschaft integriert zu sein, erklären andere, dass sie sich nicht oder nur partiell integriert fühlen.

▲ **Soziale Kontakte mit Deutschen:** Die Interviewten haben bezüglich der ethnischen Zusammensetzung verschiedene Freundeskreise. So gibt es in der untersuchten Gruppe Personen, deren Freundeskreis ausschließlich aus Kroaten und Kroatinen besteht, Personen, die einen Freundeskreis haben, der nur aus Ausländerinnen und Ausländern besteht, und schließlich Personen, die einen gemischten Freundeskreis haben.

▲ **Staatsangehörigkeitsfrage:** Die Staatsangehörigkeit wird von den Befragten aus verschiedenen

Blickwinkeln gesehen. Aufgrund der verschiedenen Auffassungen von Staatsangehörigkeit variiert auch die Motivation, die deutsche Staatsangehörigkeit anzunehmen.

▲ *Erfahrungen von Ausländerfeindlichkeit:* Während einige der Interviewten von körperlichen und verbalen Angriffen berichten, spüren die anderen „nur“ Diskriminierungserfahrungen durch die Nichtgewährung gleicher Rechte, während wieder andere davon berichten, (noch) keine ausländerfeindlichen Erfahrungen gemacht zu haben. Genauso unterschiedlich wie die Erfahrungen bezüglich der Ausländerfeindlichkeit sind auch die Reaktionen auf diese Erfahrungen.

▲ *Bezug zu Deutschland:* Auch hier variieren die Aussagen. Es gibt Befragte, die von einem guten Verhältnis zu Deutschland oder der deutschen Kultur sprechen, ohne sich jedoch mit ihr zu identifizieren. Daneben betonen viele der Befragten, dass sie einen mangelhaften oder gar keinen Bezug zu Deutschland oder der deutschen Kultur haben.

Trotz dieser Differenzen konnte festgestellt werden, dass bei allen Interviewten eine Identifikation mit der ethnischen Gruppe der Kroatinnen und Kroaten gegeben ist. Das klare Bekenntnis zu Kroatien als Heimat, die Identifikation mit den Eltern, der Kultur und der ethnischen Kolonie und vor allem der bezugte Stolz sind Indizien, die bei der untersuchten Gruppe auf Herkunftsorientierung hindeuten. So bestätigt sich für sie also, dass Herkunftsorientierung eine aktuelle Tendenz der Identitätsbildung bei der zweiten Generation der kroatischen Arbeitsmigranten und -migrantinnen in Baden-Württemberg ist. Es gibt vielfältige Faktoren, welche die Herkunftsorientierung fördern können. Diese lassen sich in fünf Gruppen einteilen:³

Gesellschaftsbedingte Faktoren

▲ Fehlendes Bewusstsein eines Einwanderungslandes: „Man möchte nicht von Einwanderung sprechen, verlangt aber von den ‚Gastarbeitern‘... sich als Einwanderer zu verhalten“ (Treibel 2003, S. 152). Dies führt in eine paradoxe Situation, welche durchaus zur Folge haben kann, dass sich Migrantenkinder der Herkunftsgesellschaft zuwenden und sich an dieser orientieren.

▲ Ausländergesetzgebung in der Geschichte, politische Stimmlosigkeit von Ausländern

▲ Monokulturelles Verständnis in Deutschland: Es herrscht häufig die Überzeugung vor, dass es nur möglich ist, eine Kultur, eine Ethnie zu haben. Schon Kleinkinder ausländischer Herkunft werden mit der Frage konfrontiert: „Wo gefällt es dir besser, hier oder in Kroatien, der Türkei ...?“

▲ Ausländerfeindlichkeit

▲ Stigmatisierung

▲ Vermischen der Begriffe Assimilation und Integration

▲ Fremdethnisierung und Selbstethnisierung

▲ Ethnisierung von sozialen Problemen

▲ Auflösung der Unterschichtung

▲ Nichtanerkennung von Integrationsleistungen

Sozialisationsbedingte Faktoren

▲ Primärsozialisation durch die Eltern

▲ Frühe Einbindung in ethnische Kolonien

▲ Das Gastarbeiterbewusstsein (siehe oben)

Geographisch-infrastrukturelle Faktoren

▲ Räumliche Nähe zum Herkunftsland

▲ Technische Errungenschaften

Landesspezifische Faktoren

▲ Guter Ausbau und Aufbau der ethnischen Kolonien der Kroaten und Kroatinnen

▲ Der Krieg im ehemaligen Jugoslawien und die Notwendigkeit von Ethnizität in der kroatischen Geschichte

▲ Geringere kulturelle Differenz zwischen deutscher und kroatischer Kultur im Verhältnis zu anderen Ländern

Psychosoziale Motivationsfaktoren für die Herkunftsorientierung

▲ Bedürfnis nach Sicherheit

▲ Bedürfnis nach sozialer Einbindung des Individuums

▲ Bedürfnis nach Selbstwirksamkeit und Anerkennung

▲ Bedürfnis nach Unversehrtheit

▲ Bedürfnis nach festen Werten angesichts der Wertpluralität der Moderne

▲ Vermeidung von Anstrengung

Durch die Aufzählung und Erläuterung der Faktoren, welche die Herkunftsorientierung begünstigen können, werden zugleich auch Gründe für die in der untersuchten Gruppe festgestellte Tendenz der Herkunftsorientierung angedeutet. Es ist zu betonen, dass die Herkunftsorientierung und die Bildung einer kroatischen ethnischen Identität nur eine Möglichkeit der Identitätsbildung ist und dass es durchaus Alternativen gibt. Für die untersuchte Gruppe scheint sie aber die Identitätsform zu sein, welche hauptsächlich gewählt wird und welche aufgrund der besonderen Gegebenheiten in Baden-Württemberg auch praktikabel ist. Denn möglicherweise wäre eine solche Tendenz in einem deutschen Bundesland, in dem nur wenige kroatische Arbeitsmigran-

ten und -migrantinnen leben, in welchem demzufolge die ethnische Kolonie nur schwach ausgeprägt ist und sich womöglich in noch größerer Distanz zum Herkunftsland befindet, nicht zu beobachten. Dies konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht untersucht werden, bietet aber Stoff für weiterführende Forschungen. Jedenfalls weist die untersuchte Gruppe junger Menschen aus Kroatien darauf hin, dass es in der heutigen Zeit möglich ist, mit einer kroatischen Identität in Deutschland zu leben. In diesem Zusammenhang sollte die folgende Theorie von *Treibel* als weiterführender Gedanke nicht unerwähnt bleiben. *Treibel* verwendet den Begriff der „Transmigration“: „Es ist nicht ungewöhnlich, dass Migranten die Verbindung zur Heimat bewusst aufrechterhalten und sich in der Aufnahmegesellschaft nicht assimilieren, sondern es schaffen ‚transnational‘ in zwei Gesellschaften zu leben“ (*Treibel* 2003, S. 236). Dass etwas Derartiges funktionieren kann, dazu haben nicht zuletzt die technischen Errungenschaften der letzten Jahre beigetragen. Es wäre sicherlich interessant, diesen Gedanken weiter zu verfolgen und in einer anderen Arbeit zu erforschen.

4.2 Konsequenzen

Welche praktischen Konsequenzen können aus den vorgestellten Ergebnissen gezogen werden? Zur Beantwortung dieser Frage ist zunächst die Klärung der Bedeutung ethnischer Identität und ihres Stellenwerts allgemein in der Bundesrepublik Deutschland erforderlich. In den westeuropäischen Gesellschaften, in denen Individualismus und Pluralität die höchsten Ideale sind, werden alle kollektiven Tendenzen – welcher Art auch immer – nicht besonders gerne gesehen. Das Individuum kann sich selbst definieren, wie es will; es kann für sich Werte und Lebensweisen wählen, welche es für richtig hält. Das Individuum soll sich selbst entfalten und braucht nicht mehr die anderen. Doch ist das wirklich so?

Daran, dass der Mensch ein soziales Wesen ist, ein *Homo sociologicus* und *Zoon-politikon*, besteht wohl kein Zweifel. Die Zugehörigkeit zu einer oder mehreren Gruppen liegt in seinem Wesen begründet. Deshalb gibt es auch die kollektiven und die ethnischen Identitäten. Doch diese werden immer wieder als etwas Imaginäres infrage gestellt, wenn nicht sogar gelehnt. Die Rolle, die sie spielen, wird klein gehalten oder vollkommen ausgeblendet. Nur das Individuum in seiner Selbstständigkeit und Selbstbestimmung scheint von Bedeutung zu sein. *Thomas* formuliert dies präzise: „In unserer Kultur, in der die Freiheit des Individuums als höchster Wert gilt, besteht die Neigung, der individuellen Identität den Vorrang zu geben und die Ansprüche, die in sozialer

Identität enthalten sind, möglichst abzuschwächen“ (*Thomas* 1997, S. 61).

Auch wenn man es angesichts des Individualismus unserer Gesellschaft gerne hätte, dass die kollektiven Identitäten unbedeutend sind, auch wenn man dem Einfluss kollektiver Identitäten die Bedeutung abzuspüren versucht – die vergangenen und auch die gegenwärtigen Vorgänge in verschiedenen Staaten der Erde bezeugen das Gegenteil. Auf der ganzen Welt kann in Auseinandersetzungen, Diskussionen und schließlich – im schlimmsten Falle – in Kriegen erkannt werden, dass ethnische Identität als eine Form der kollektiven Identität nicht an Bedeutung verloren hat und auch nicht verlieren wird. Das ist nicht nur in den Auflösungsprozessen der ehemaligen sozialistischen Vielvölkerstaaten wie der Sowjetunion und Jugoslawiens ersichtlich, sondern auch in den westeuropäischen Nachbarländern Spanien und Frankreich, in denen es separatistische Bewegungen gibt. Es wäre fatal, das zu leugnen und der ethnischen Identität ihre Existenz abzuspüren.

Diese Leugnung kann eine gefährliche Entwicklung fördern: Wenn ethnische Identitäten nicht anerkannt werden, können sie in einer Trotzreaktion verstärkt und idealisiert werden. In diesem Fall würde es nicht mehr ausreichen, von Ethnizität zu reden. *Haemming* (2000, S. 81) spricht von Ethnizismus, der ein „Rückzug auf eine Ideologie ethnischer Identität“ ist. Deshalb ist es wichtig, wieder einen gesunden Bezug zu ethnischer Identität zu entwickeln. Dies kann dadurch geschehen, dass in der Bevölkerung das Bewusstsein geweckt wird, dass durch die Individualisierungsprozesse in der modernen westeuropäischen Gesellschaft kollektive und soziale Zugehörigkeiten nicht obsolet werden und aussterben. Die soziale Seite des Individuums ist als etwas Positives zu sehen, das nicht zu der individuellen Seite im Gegensatz steht, sondern sich mit dieser zu einer Einheit ergänzt.

Dass der Wertepluralismus und der forcierte Individualismus nicht das Allheilmittel sein können, zeigt schon die Bevölkerung selber: In den letzten Jahren ist zu beobachten, dass wieder mehr Menschen wünschen, sich an festen Werten orientieren zu können und einen Zusammenhalt, welcher Art auch immer, suchen. Die ethnische Identität sollte nicht weiter ein Schreckgespenst sein und ihre Bedeutsamkeit sollte ihr nicht abgesprochen werden. Sie sollte als Bestandteil einer menschlichen Identität angesehen werden, welcher neben der individuellen Identität den Menschen definiert und sein Selbstkonzept konstituiert. Nur so kann die ethnische Identität ihre

vermeintliche Gefährlichkeit verlieren. An der Veränderung des Bewusstseins in der Bevölkerung müssen die Politik, die Sozialwissenschaften und besonders die Soziale Arbeit, die sich durch praktische Tätigkeit auszeichnet, arbeiten.

Ein Land sollte seiner Bevölkerung eine ethnische Identität zugestehen, und damit verbunden der gesamten Bevölkerung die gleichen Rechte und Pflichten, unabhängig von der ethnischen Identität. Auch die Angehörigen der zweiten Generation der Kroatinen und Kroaten wünschen sich die gleichen Rechte und Pflichten wie die Deutschen, unabhängig davon, ob sie sich in ihrer Identitätsbildung für eine deutsche, eine biethnische oder eine kroatische Identität entschieden haben. Denn wie in der Studie festgestellt werden konnte (*Vladislavjević* 2006), sind sie nicht passive Objekte, die unvermeidlich in Identitätskrisen verfallen und darauf warten, durch eine Ausländerpädagogik Hilfe zu erfahren, sondern aktive Subjekte, die durch Identitätsarbeit ihre ethnische Identität je nach Erfahrungen und Bedürfnissen bilden.

Anmerkungen

- 1 Um hier nur einige zu nennen: Atabay 1994, Bozay 2005, Sackmann u. a. 2005, Datta 2005, Feld u. a. 2005, Reiff 2006.
- 2 Damit bilden Kroaten die sechstgrößte Migrantengruppe in Deutschland nach Türken (rund 1,8 Mio.), Italienern (rund 550 000), Serben/Montenegriner (rund 510 000), Griechen (rund 316 000) und Polen (rund 300 000).
- 3 Um Missverständnissen vorzubeugen, erfolgt bei manchen Aufzählungen eine kurze Erläuterung.

Literatur

- aid-Integration in Deutschland 2/2006**
Atabay, Ilhami: Ist dies mein Land? Pfaffenweiler 1994
Bozay, Kemal: „... ich bin stolz, Türke zu sein!“ Schwalbach 2005
Datta, Asit (Hrsg.): Transkulturalität und Identität. Frankfurt am Main 2005
Feld, Katja u. a. (Hrsg.): Mehrkulturelle Identität im Jugendalter. Münster 2005
Haemming, Oliver: Zwischen zwei Kulturen. Opladen 2000
Reiff, Gesa: Identitätskonstruktionen in Deutschland lebender Türken der zweiten Generation. Stuttgart 2006
Sackmann, Rosemarie u. a.: Kollektive Identitäten. Selbstverortungen türkischer MigrantInnen und ihrer Kinder. Frankfurt am Main 2005
Thomas, Konrad: Zugehörigkeit und Abgrenzung. Über Identitäten. Bodenheim 1997
Treibel, Anette: Migration in modernen Gesellschaften – Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. Weinheim/München 2003
Vladislavjević, Katarina: Herkunftsorientierung – eine aktuelle Tendenz der Identitätsbildung bei der zweiten Generation der „Gastarbeiter“? Diplomarbeit. 2006

Lebenslage und Integration von Aussiedlern und Aussiedlerinnen

Wilfried Noack

Zusammenfassung

Durch die Schub- und Zugfaktoren siedelten in der Zeit von 1950 bis 2006 etwa 2,1 Millionen Aussiedler und Aussiedlerinnen mit ihren Angehörigen aus der früheren Sowjetunion nach Deutschland über. Wie ist ihre heutige Lebenslage und wie gelingt ihre Integration?

Abstract

Due to the vast amount of pushing and pulling factors, about 2,1 million ethnically German immigrants have come to Germany with their families from the former Soviet Union between the years from 1950 to 2006. It is therefore important to consider their living conditions and ways of possible integration.

Schlüsselwörter

Aussiedler – Lebensbedingungen – Integration – GUS – Segregation – Akkulturation – Lebenswelt – Inklusion

1. Einleitung

Mit dem Fall des Eisernen Vorhanges und dem Ende des Kalten Krieges begann eine Völkerwanderung von Ost nach West (*BMFSFJ* 2000, S. 58): Aus den Staaten Südost- und Osteuropas wanderten 4,1 Millionen Menschen in die Bundesrepublik Deutschland ein. Aus den Ländern der früheren Sowjetunion immigrierten 200 000 Menschen im Jahr 1988, im Jahr 1989 waren es 377 055, 397 073 im Jahr 1990 sowie 221 995 im Jahr 1991, bis zum Jahr 1995 verringerte sich deren Zahl von 230 000 auf 217 000. Nicht zuletzt aufgrund restriktiver Maßnahmen, wie verschärfter Sprachprüfungen, nahm die Einwanderung in den Jahren 1996 (177 751) und 1997 (134 419) weiter ab, stieg aber in den folgenden Jahren wieder an. So entwickelte sich eine „Verstetigung“ auf hohem Niveau (*Bade; Oltmer* 1999, S. 28). Insgesamt siedelten in der Zeit von 1950 bis 2006 etwa 2,1 Millionen Personen aus der früheren Sowjetunion in die Bundesrepublik um. Diese Zahlen sprechen geradezu für eine Völkerwanderung, die den Aussiedelnden Wunscherfüllungen ermöglichte, im Westen hingegen Angst vor einer Masseneinwanderung auslöste. Wenn wir allerdings daran denken, dass nach 1945 ein armes, zerstörtes, entindustrialisiertes Deutschland zwölf Millionen Flüchtlinge integrierte, dann sollte ein reiches, industrialisiertes Land in der Lage sein, die Deutschen aus Osteuropa und Zentralasien aufzunehmen.

2. Gründe für die Auswanderung

Die Ursache dieser Aussiedelungen sind vielfältig (Gugel 1990, S. 108). Aussiedelnde äußerten, dass sie ungehindert Deutsche sein wollten, und das sei nur in Deutschland möglich. Damit hängt zusammen, dass sie sprachlichen, beruflichen, kulturellen, religiösen und sozialen Diskriminierungen entgehen wollten. Außerdem wollten sie sich weiterhin offen zu ihren deutschen Wurzeln bekennen. Vor allem schätzten sie die Vorzüge einer freien Gesellschaft: bessere Bildungsmöglichkeiten für die Kinder, Freiheit in der Wahl des Lebensstils, Religionsfreiheit. Andere Gründe waren, dass aufgrund der Kettenmigration Verwandte und Bekannte nachziehen und am westdeutschen Lebensstandard teilhaben wollten. Bemerkenswert ist, dass die ideellen Gründe in der ersten Einwandererwelle ausschlaggebend waren, in der zweiten hingegen eher die wirtschaftlichen überwogen, insbesondere wenn ein Lebenspartner Osteuropäer war und die Kinder nicht mehr deutsch sprachen. Die genannten Gründe werden als *Zugfaktoren* der Auswanderung bezeichnet – sie ziehen die Menschen zu einem bestimmten Einwanderungsland hin.

Wesentlicher *Schubfaktor* (Demuth 1992, S. 15) der Aussiedlung war die Wiedergeburt der Nationen und des Nationalismus in Osteuropa, Mittelasien und im Kaukasus und deren Auswirkungen auf die Minderheiten (Knabe 1992, S. 78 f.). Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion bildeten sich Nationalstaaten heraus, die ihre ethnische Identität in Abgrenzung zu den russischen, ukrainischen und anderen, aber auch zu den deutschen Minderheiten suchten. So wurde anstelle des Russischen die Nationalsprache als Amtssprache eingeführt, sozialer Aufstieg und Erwerb lukrativer sozialer Stellungen waren nur den ethnischen Personen vorbehalten. Deshalb wanderten beispielsweise nicht nur die Deutschen aus Kasachstan oder Kirgisien aus, sondern auch viele Russen siedelten als Binnenflüchtlinge nach Russland über. Weil die Deutschen also keine Lebensmöglichkeiten in den neuen Nationalstaaten sahen und Angst vor nationalen Konflikten hatten, wanderten sie aus. Die Schubfaktoren veranlassten sie dazu.

3. Schwierigkeiten bei der Eingliederung von Aussiedlern und Aussiedlerinnen

3.1 Inklusion in der modernen Gesellschaft

Inklusion (Münch 1997, S. 66, Noack 2006, S. 56-58) bedeutet, dass alle Teile einer Gesellschaft nach innen unlösbar miteinander verbunden sind und eine nach außen unterscheidbare Ganzheit bilden. Inkludiert sind einzelne Personen, aber auch Familien,

Gruppen, Klassen, Schichten, Vereinigungen und Parteien. Jedes Individuum strebt darum nach einer Inklusion in die Gesellschaft, in die es hineingeboren wurde oder in die es immigrierte, und setzt alles daran, dass sie gelingt. Inklusion meint zugleich, integriert zu sein. Nach *Hibert* unterscheiden wir vier Formen der Integration: Die strukturelle Integration bedeutet die Teilhabe an den makrosozialen Institutionen, die soziale Integration meint die vorurteilslose Einbeziehung in die zwischenmenschlichen Beziehungen, bei der kulturellen Integration wird die eigene Identität bewahrt, die neue Kultur jedoch integriert, und die subjektive Integration schließlich ermöglicht ein Leben ohne Verleugnung der Herkunft, aber doch mit dem Gefühl, in der neuen Gesellschaft angekommen zu sein (*Hibert* 2005, S. 83 f.).

3.2 Exklusion in der modernen Gesellschaft

Exklusion hingegen meint, aus der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden. Nach *Frank Hillebrand* und *Winfried Noack* haben Inklusion und Exklusion in der funktional differenzierten Gesellschaft eine charakteristische Form angenommen (*Hillebrandt* 2004, S. 119-142, *Noack* 2006, S. 55 f.). In ihr befindet sich der Mensch bei seiner Geburt zunächst immer exkludiert, das heißt außerhalb der Teilsysteme der Gesellschaft. Es gibt kein Schicksal und keine soziale Oberschicht mehr, die eine Positionierung zuschreiben würden. An die Stelle der Gemeinschaft ist die egalisierende Exklusion der Individuen getreten (*Hillebrandt* 2004, S. 126-134), die *Albert Scherr* deshalb Exklusionsindividualität nennt (*Scherr* 2004, S. 57). Diese generelle Exklusion zwingt das Individuum dazu, an den Teilsystemen im Verlaufe seines Lebens Teilhabe zu gewinnen. Diese ist kontingent, das heißt der Einzelne wählt diese Teilhabe frei und selber. Zudem wechselt sie im Laufe des Lebens: Auf die Familie und die Schule beziehungsweise Erziehung während der Kindheit und Jugend folgen vielleicht Wissenschaft und Kunst, und als Erwachsener tritt der Mensch in das politische und in das Rechtssystem ein. Schon früh nimmt er auch das Gesundheitssystem in Anspruch.

So wächst er in die Gesellschaft hinein, indem er immer mehr Teilsysteme in seine Lebensführung einbezieht. Er ist demzufolge zu einer selektiven Inklusion gezwungen. Darum wird nicht mehr die ganze Person inkludiert. Für Aussiedler und Aussiedlerinnen bedeutet dies, dass, wenn sie beispielsweise im System Erziehung/Schule nicht bestehen, zu den anderen Teilsystemen nur noch einen begrenzten Zugang haben. In diesem Falle bleiben sie teilexkludiert. Exklusionsvorgänge (*Noack* 2006, S. 58-60) entwickeln sich vor allem aus einem

Verstärkereffekt (Kronauer 2002, S. 39 ff.) heraus. So bedingen oft schon mangelnder Erfolg im Erziehungs- und eine geringe Förderung im Familiensystem eine Ausgrenzung aus dem Arbeitsmarkt. Dieser Mangel wiederum erschwert die Teilhabe an den Teilsystemen, wie dem Wirtschaftssystem, Wissenschaftssystem und sogar dem Gesundheitssystem. Es finden also vielfältige Verstärkereffekte statt, die eine Exklusionsdrift erzeugen (Fuchs; Schneider 1995, S. 208). Dies bedeutet, dass immer mehr Menschen nicht mehr den zivilisatorischen Standards und ebenso wenig den gesellschaftlich anerkannten Verhaltensmustern, Lebenszielen und Werten entsprechen können (Hillebrandt 2004, S. 130). Dadurch wird die Teilhabe an den Teilsystemen immer mehr reduziert. Dieser Mangel an Inklusion wird intergenerativ weitergegeben, wenn Aussiedelnde zum Beispiel nicht die deutsche Sprache sprechen und darum ihre älteren Kinder und Jugendlichen (die jüngeren lernen gutes Deutsch) nicht fördern, so dass sie in der Schule scheitern, sich von den Einheimischen distanzieren, Unterstützung nur in der eigenen Einwanderungsgruppe suchen und in eigenen Wohnquartieren leben wollen.

Hierdurch wird die personale Exklusion zu einer sozialräumlichen, zu einer Exklusionsverdichtung. Wer in diesem exkludierten, ghettotoisierten Sozialraum lebt, ist von den gesellschaftlichen Funktionssystemen weitgehend ausgeschlossen. Denn wer von der Einwandererfamilie nicht gefördert wird, hat es schwer, im Erziehungssystem erfolgreich zu sein. Die weiteren Folgen sind: Arbeitslosigkeit aufgrund von Sprachmängeln und fehlendem Schulabschluss, Armut und Exklusion. Exklusionsverdichtungen und Ghettoisierungen beschleunigen die Ausgrenzung von Menschen.

3.3 Exklusion im Bereich Habitus und Feld

Eine grundlegende Schwierigkeit für die Inklusion von Aussiedlern und Aussiedlerinnen ist häufig die Unvereinbarkeit von Habitus und Feld (Noack 2007, S. 54-60). Der Habitus ist nach Pierre Bourdieu die Haltung einer Person in der sozialen Welt, ihre Beschaffenheit, ihre Gewohnheiten, ihre Lebensweise, ihre Einstellungen, ihr Klassenethos, ihre Kultur, ihre Geschichte, ihr Geschlecht, ihre Wertvorstellungen (Bourdieu 1987, Schwingel 2005, S. 62). Das Feld hingegen ist der soziale Handlungsraum, in dem Menschen leben und wirken. Einerseits prägt das soziale Feld die einzelne Person, die ihrerseits auf das Feld einwirkt. Dabei spielen wirtschaftliche Lage, Kultur, soziale Möglichkeiten und soziales Ansehen eine entscheidende Rolle. Nun brachten die Aussiedelnden ihren Habitus und ihr soziales

Feld, in das sie enkulturiert waren, in die neue soziale Umwelt mit und sahen sich einem anderen sozialen Feld gegenüber, das von ihnen einen neuen Habitus verlangte. Die Elterngeneration hat darum die Aufgabe, eine duale Einstellung zu entwickeln, indem sie ihren alten und den neuen Habitus gemeinsam in sich tragen, während die Kinder- und Enkelgeneration den Habitus entwickeln müssen, der dem neuen sozialen Feld angemessen ist. Dies alles ist jedoch sehr schwierig, weil der Habitus ja inkorporiert wurde.

3.4 Inklusion und Exklusion in der Erfahrungswelt der Aussiedler und Aussiedlerinnen

Zwei Fragen ergeben sich aus dem Gesagten: Waren die Aussiedelnden in ihrem Herkunftsland inkludiert oder exkludiert, und wie sind sie es nach ihrer Übersiedlung in Deutschland? In den Herkunftsländern war die Großelterngeneration teilexkludiert. Sie bewahrte ihre deutsche Sprache und Kultur, ihren meist lutherischen Glauben und grenzte sich von der sowjetischen Bevölkerung ab, vor allem wenn sie geschlossen siedelte, wie zum Beispiel in der Wolgarepublik. Im Zweiten Weltkrieg wurde jedoch Deutsch als Sprache der Faschisten verboten. Es wurde in den Schulen nicht mehr unterrichtet und durfte auch nicht in den Familien gesprochen werden. Spätestens seit der Gorbatschow-Ära gab es an den höheren Schulen zwar wieder Deutschunterricht als Fremdsprache, aber die Zahl der Deutschlehrenden war gering, weil viele von ihnen in den Westen ausgewandert waren. In der Generation der Kinder verschwand die deutsche Sprache aus der Familie, besonders wenn binational oder gemischt-national im sowjetischen Umfeld geheiratet wurde. Die Enkel sprachen darum nur sehr selten Deutsch, und so erfuhren sie in der Regel keine Diskriminierung und Exklusion (Dietz 1997, S. 20 f.). Deutsch war nur noch die Sprache der Großeltern.

In einer neuen Heimat ist die Sprache die zentrale Bedingung für eine gelingende Inklusion. Wenn die Kinder nicht Deutsch lernen, haben sie keinen Schulerfolg. Und wer in Deutschland nicht die deutsche Sprache beherrscht, bekommt nur schwer Arbeit. Die Arbeitslosigkeit schien deshalb zunächst unter Aussiedlern und Aussiedlerinnen groß zu sein (Seifert 2000, S. 260-274). Darum ist es wichtig, festzustellen, wie die Sprachkompetenz der Aussiedelnden beschaffen ist. Nach meinen eigenen Beobachtungen lernt die Elterngeneration so viel Deutsch, dass ihnen eine mühsame Verständigung möglich ist. Aber Wortfolge, Satzbau, Wahl des Artikels, Fallbestimmung und Sprachmelodie, vor allem aber das

Sprachdenken bleiben herkunftssprachlich, zum Beispiel russisch. Wenn die Menschen jedoch ihre Selbstghettoisierung aufgeben, unter Deutschen siedeln und ihre Sprachkenntnisse verbessern, integrieren sie sich. Jüngere Jugendliche und vor allem die Kinder lernen akzentfreies Deutsch und integrieren sich in die Aufnahmegesellschaft, finden Arbeit und unterscheiden sich bald nicht mehr von den Einheimischen, besonders wenn sie die Familie verlassen und außerhalb ihrer Siedlungsinsel Wohnung und Arbeit finden.

Andere, vor allem wenn sie als ältere Jugendliche immigrierten, sprechen untereinander weiterhin russisch und entwickeln eine ethnische Selbstzuordnung, um das Anpassungsdilemma zu bewältigen (Gontovas 2000, S. 161). In diesem Fall verlassen sie auch nicht die durch Kettenmigration gebildete russischsprachige Enklave mit den Zügen einer Koloniebildung und bleiben teilexkludiert. Sie organisieren sich häufig in Cliques, die sich bei gutem Wetter auf der Straße oder öffentlichen Plätzen treffen, wo sie Bier trinken, sich unterhalten und sich bewusst isolieren. Die Mädchen hingegen bleiben meist in den Wohnungen, so dass sie noch isolierter sind als die jungen Männer. Auch sie haben es schwer, Arbeit zu finden, und die Arbeitslosenrate ist besonders hoch (Seifert 2000, S. 261). Darum ist Mädchenarbeit mit Aussiedlerinnen sehr wichtig.

33 Prozent der Aussiedlerjugendlichen stammen aus Russland, 49,6 Prozent aus Kasachstan, 8,7 Prozent aus Kirgisien, die übrigen Jugendlichen aus anderen Ländern der früheren Sowjetunion (Dietz 1997, S. 9). Sie bringen von dort ihre Jugendkultur mit. Deshalb kann die Aussiedlung einen Identitätsbruch bedeuten, mit allen Folgen, die eine zerrissene Lebensgeschichte nach sich zieht. Wenn dazu noch Augenblicksstraftaten begangen werden, erwächst daraus schnell die Gefahr einer Kriminalisierung. Mangelnde Deutschkenntnisse, die Bildungsstruktur des Herkunftslandes, Arbeitslosigkeit, ethnische Isolation, Identitätsbruch, aggressive Jugendkultur, um nur einige Aspekte zu nennen, scheinen diese bei männlichen Jugendlichen zu fördern.

Hartmut Pfeiffer hat jedoch gezeigt, dass Ausländer die höchste Kriminalitätsrate in Deutschland aufweisen (Pfeiffer 2005). Die Aussiedelnden dagegen nehmen in der Kriminalitätsstatistik einen extrem niedrigen Rang ein, Aussiedlerfrauen treten diesbezüglich fast gar nicht in Erscheinung. Grundsätzlich stellt Pfeiffer fest, dass die Aussiedler und Aussiedlerinnen die am besten integrierte Bevölkerungsgruppe in Deutschland sind. Denn sie bemühen sich

um Arbeit und werden gern von Firmen angestellt, weil sie ehrlich, fleißig und zuverlässig sind. Von den 2 500 Aussiedelnden, die zum Beispiel in Genthin (Sachsen-Anhalt) im Durchgangslager und danach in den Plattenbauten wohnten, blieben nur 400 dort wohnen. Alle anderen gingen nach Westdeutschland (sie verließen also die Exklusionsverdichtung) und fanden dort Arbeit. Auch von den 400 Gebliebenen haben die meisten eine Arbeitsstelle, vor allem die jungen Leute. Die Aussiedler und Aussiedlerinnen scheinen sich nach den Anfangsschwierigkeiten gut integriert zu haben.

4. Akkulturation der Aussiedelnden und Enkulturation der Aussiedlerkinder

Da die erste Einwanderungsgeneration ihre Herkunftskultur mitbringt, ist ihre Inklusion in die neue Gesellschaft ein Vorgang der Akkulturation. Die nachfolgenden in Deutschland geborenen Generationen, enkulturieren sich. Für die Akkulturation der ersten und teilweise der zweiten Generation der Aussiedler und Aussiedlerinnen gibt es verschiedene Verstehensmodelle (Heckmann 1992, S. 204-207, Noack 2003a, S. 27):

▲ *Assimilation*: Sie zeichnet das Orientierungsmuster der Anpassung: den vollständigen kulturellen, bewussteinmäßigen und verhaltensmäßigen Bezug auf die Mehrheitskultur, wobei die Herkunftskultur aufgegeben wird. Diese Entscheidung trafen viele Deutsche, die in die USA auswanderten. Hierbei kommt es zu einer Akkomodation und Akkulturation.

▲ *Überanpassung*: Hierbei werden alle Beziehungen zur Herkunftskultur abgebrochen und geleugnet, und es erfolgt eine Identifikation mit der neuen Kultur. Psychoanalytisch bedeutet dies, dass sich die Zuwandernden aus der Position der Unterlegenen heraus mit den „Starken“, das heißt der Mehrheitskultur, identifizieren. Konflikte zwischen der persönlichen Sozialisierung in der Herkunftskultur und dem Leben in der neuen Gesellschaft werden geleugnet und verdrängt. Damit werden aber wichtige Teile des Selbst verdrängt.

▲ *Herkunftsorientierung*: Wenn die Einwandererkultur relativ stark ist, zum Beispiel wenn Einwandernde in geschlossenen Gruppen in Stadtvierteln siedeln, dann wird die Zugehörigkeitsunsicherheit durch das Bekenntnis zur Herkunftskultur, die gepflegt wird, gelöst. Diese Herkunftsorientierung schließt jedoch die Anpassung der Einwandernden an die Arbeitswelt nicht aus. In der Arbeit und in der Kommunikation mit den anderen Menschen beobachten wir eine Angleichung, während sie in den Intimguppen herkunftsorientiert denken, fühlen

und handeln.

▲ **Marginalität** (Randständigkeit): Wenn die Minderheitenkultur schwach ist und auch keine konzentrierte Siedlung möglich ist, erscheint es vielen Einwandernden als zu schwierig, die Kulturkonflikte zu lösen. Es kommt dann zur Marginalität. Sie ist gekennzeichnet durch Verhaltensunsicherheit, Stimmungslabilität, Entschlusslosigkeit, Orientierungszweifel, Isolation, Zukunftsangst und Gefühle der Ohnmacht. Es entsteht eine deutliche Unterscheidung zwischen „wir“ und „die“.

▲ **Duale Orientierung**: Sie ist gekennzeichnet durch das Bekenntnis zur Herkunftskultur bei gleichzeitiger Offenheit gegenüber der neuen Kultur. Die Assimilation wird also abgelehnt, dagegen entwickeln die Einwandernden eine bikulturelle Persönlichkeitsstruktur. Sie sind fähig, in zwei Kulturen gleichzeitig zu leben. Dazu sind nur Menschen mit einer starken Persönlichkeitsstruktur in der Lage. Die duale Orientierung ist aber auch charakteristisch für die zweite Generation.

▲ **Politisierung**: Wenn eingewanderte Randgruppen kaum einen Zugang zur Mehrheitsgesellschaft haben, sich die Mitglieder der Gruppe zur Herkunftskultur bekennen und das Verhältnis zur neuen Gesellschaft durch Konflikte bestimmt ist, kann es zur Politisierung kommen. Sie bedeutet das aktive Eintreten für die Interessen und Rechte der Einwandererminderheit durch eigene politische Vertretende.

Die genannten Konzepte treffen meines Erachtens vorwiegend auf die Akkulturation der ersten Generation zu. Das Generationenmodell (Esser 1980, Esser 1990, S. 73-100, Noack 2003a, S. 28 f.) beschreibt, dass die Akkulturation in der ersten Generation gering ist; in Teilbereichen lassen sich Anpassungserscheinungen an Sektoren des gesellschaftlichen Lebens beobachten, besonders an die Arbeitswelt, aber es besteht eine Tendenz zum Leben in einer ethnischen Kolonie, die oft ganz natürlich dadurch entsteht, dass Verwandte und Freunde in die gleiche Wohngegend nachgeholt werden (Kettenmigration); auch sind binationale Heiraten noch selten. In der zweiten Generation werden die Konflikte zwischen den Kulturen innerseelisch ausgetragen. Kinder der zweiten Generation stehen unter dem Druck des Elternhauses, dessen Werten und Normen zu folgen, sich aber gleichzeitig an die Schule und die Arbeitsstelle anpassen zu müssen. Es gibt bereits binationale Eheschließungen.

In der dritten Generation verblasst die Herkunftskultur, die Kinder verlernen die Sprache der Eltern und sprechen nur noch die neue Sprache; sie assimilieren sich völlig an die neue Gesellschaft mit ihrer Kultur, ihren Werten und Normen. Es kann je-

doch zu einem ethnic revival kommen. Bei guter Eingliederung in die Gesellschaft ist diese ethnische Wiederbelebung eine private Orientierung, bleibt dagegen auch die dritte Generation randständig, dann bestimmt das ethnic revival das ganze Leben. Auch die dritte Generation bleibt dann marginal. Insgesamt jedoch beobachten wir eine Angleichung der Generationen an die Verhaltensmuster der Aufnahmegesellschaft, einen Eintritt in Cliques, Vereine und Institutionen des Aufnahmesystems, binationale Ehen, die Entwicklung eines Zugehörigkeitsgefühls zur Aufnahmegesellschaft, das Verblässen von Vorurteilen und das Verschwinden von Wert- und Machtkonflikten (Gordon 1964, S.71). Wie aber auch immer die Eingliederung in die neue Gesellschaft erfolgt, in jedem Fall stellt sich die Frage der ethnischen Identität für die nachfolgenden Generationen anders als für die Einwandernden der ersten Generation.

Ich befürworte die duale Einstellung: Die Aussiedler und Aussiedlerinnen der ersten Generation sollten ihre Herkunftskultur bewahren, denn sie stellt ja einen Teil ihrer Identität dar. Sie brauchen also nicht alle gesellschaftlichen Normen der neuen Heimat zu erfüllen, sie müssen jedoch die höchsten Werte unserer Gesellschaft anerkennen: Die Menschenwürde und die Menschenrechte mit all ihren Folgerungen. Für die Arbeit mit Aussiedlern und Aussiedlerinnen bedeutet dies, dass wir eine enkulturationsbewahrende und eine akkulturationsfördernde Haltung einnehmen, das heißt dass wir die Menschen dabei unterstützen, ihre Herkunftskultur zu bewahren und in der neuen Aufnahmekultur zugleich heimisch zu werden. Gesellschaften, die Neues und Fremdes aufnehmen, werden bereichert, bleiben lebendig und wachsen. Wenn sie sich dagegen abschließen und isolieren, dann stagnieren und erstarren sie, und sie sterben ab. Deshalb ist die Bereicherung unserer Gesellschaft durch eingewanderte Mitbürger und Mitbürgerinnen so wichtig.

5. Möglichkeiten der Hilfe

Es gibt meines Erachtens eine ganze Anzahl von Hilfen für die Akkulturation der Aussiedler und Aussiedlerinnen und die Enkulturation ihrer Kinder. Ich halte es für grundlegend wichtig, dass die Sprachkurse über einen längeren Zeitraum stattfinden sollen. Denn die Sprache der Aufnahmegesellschaft zu sprechen, ist von elementarer Bedeutung. Die Sprache zu beherrschen meint jedoch nicht nur, die Vokabeln zu lernen und den Wortschatz zu erweitern. Es ist darüber hinaus die Beherrschung der Grammatik (vor allem Satzbau, Artikel), der Sprachmelodie und des Denkens in der deutschen Sprache von Bedeutung. Deshalb ist auch schulische Förderung,

sind Familien- und Elternarbeit wichtig. Denn es ist notwendig, dass in den Familien, mit den Verwandten und Freunden Deutsch gesprochen wird (was in der Regel nicht geschieht). So können die schulische und später die berufliche Integration gelingen.

Weiterhin sollten Aussiedlerinnen und Aussiedler in die deutsche Kultur eingeführt werden. Denn ihre Herkunftskultur war gemeinschaftsorientiert, die deutsche hingegen ist individualorientiert. Dazu gehört vor allem, dass einerseits die Familie als wichtigster Stabilisierungsfaktor gepflegt und gestärkt wird, dass aber andererseits das Geschlechterrollenverständnis dem deutschen angepasst wird. Im Übrigen fördern gemeinsame Kulturveranstaltungen und viele Begegnungsmöglichkeiten das gegenseitige Verständnis.

Wichtig sind Aufklärung, Beratung und Orientierung. Es gibt viele Hilfen, die an Aussiedler und Aussiedlerinnen vermittelt werden können (Heinen 2000, S. 39-42): Eingliederungshilfen, Sprachförderung, Beihilfen zur beruflichen Aus- und Weiterbildung, Förderung jugendlicher Aussiedler und Aussiedlerinnen, Beihilfen zur Eingliederung von Akademikern, Leistungen der Unfall-, Kranken- und Rentenversicherung sowie individuelle Beihilfen, vor allem Förderung der Sprachkompetenz. Diese sind den Aussiedelnden oftmals unbekannt, und sie sind dankbar, wenn wir ihnen im Umgang mit den Behörden beistehen.

Ein sehr entscheidender Vorgang ist es, wenn Aussiedlerfamilien aus dem Ghetto ausziehen und ihren neuen Wohnsitz inmitten der Einheimischen wählen. Denn wenn eine Aussiedlerfamilie unter den Einheimischen lebt, wird sie als Bereicherung empfunden, wenn dagegen Aussiedler unter den Einheimischen durch eine Exklusionsverdichtung in der Überzahl sind, erzeugen sie Angst und Ablehnung. Grundsätzlich ist der entscheidende Faktor zur Integration jedoch, das russischsprachige Milieu zu verlassen, das ja eine Gesellschaft in der Gesellschaft darstellt, unter den Menschen der neuen Gesellschaft zu leben und mit ihnen Gemeinsamkeiten und gegenseitiges Verstehen zu entwickeln.

Literatur

Bade, K.J.; Oltmer, J. (Hrsg.): Aussiedler: deutsche Einwanderer aus Osteuropa. Osnabrück 1999
Bourdieu, P.: Sozialer Sinn. Frankfurt am Main 1987
BMFSFJ – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Familien ausländischer Herkunft. o. O. 2000
Demuth, A.: Zu Begriff und Phänomen der Migration. In: Demuth, A. (Hrsg.): Neue Ost-West-Wanderungen nach dem Fall des Eisernen Vorhangs? Münster 1992, S. 3-33

Dietz, B.: Jugendliche Aussiedler. Ausreise, Aufnahme, Integration. Berlin 1997
Esser, H.: Aspekte der Wanderungssoziologie. Darmstadt/Neuwied 1980
Esser, H.: Nur eine Frage der Zeit? Zur Frage der Eingliederung von Migranten im Generationenzyklus und zu einer Möglichkeit, Unterschiede hierin theoretisch zu erklären. In: Esser; Friedrichs (Hrsg.): Generationen und Identität. Opladen 1990, S. 73-100
Fuchs, P.; Schneider, D.: Das Hauptmann-von-Köpenick-Syndrom. In: Soziale Systeme 2/1995, S. 202-224
Gontovos, K.: Psychologie der Migration. Über die Bewältigung von Migration in der Nationalgesellschaft. Hamburg 2000
Gordon, M.M.: Assimilation in American Life. The Role of Race, Religion and National Origin. New York 1964
Gugel, G.: Ausländer, Aussiedler, Übersiedler. Fremdenfeindlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland. Tübingen 1990
Heckmann, F.: Ethnische Minderheiten, Volk, Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen. Stuttgart 1992
Heinen, U.: Zuwanderung und Integration in der Bundesrepublik Deutschland. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Aussiedler. München 2000, S. 36-49
Hibert, O.: Junge Aussiedler/innen in der Bundesrepublik Deutschland: Wie Integration gelingen kann. In: Feld; Freise; Müller (Hrsg.): Mehrkulturelle Identität im Jugendalter – die Bedeutung des Migrationshintergrundes in der Sozialen Arbeit. Münster 2005
Hillebrandt, F.: Soziale Ungleichheit oder Exklusion? In: Mertens; Scherr (Hrsg.): Inklusion und Exklusion in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden 2004, S. 119-142
Knabe, B.: Bilanz und Prognosen der Migrationen aus der bisherigen Sowjetunion und aus dem übrigen Osteuropa in den Westen. In: Demuth, A. (Hrsg.): Neue Ost-West-Wanderungen nach dem Fall des Eisernen Vorhangs? Münster 1992, S. 73-96
Kronauer, M.: Exklusion: Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt am Main 2002
Münc, R.: Elemente einer Theorie der Integration moderner Gesellschaften. In: Heitmeyer, W. (Hrsg.): Was hält die Gesellschaft zusammen? Frankfurt am Main 1997, S. 66-109
Noack, W.: Das Eigene und (der) das Fremde. In: Oestreich, B. (Hrsg.): Der Fremde. Interdisziplinäre Beiträge zu Aspekten von Fremdheit. Frankfurt am Main 2003a, S. 9-32
Noack, W.: Identifikatorische Moslemarbeit. In: evangelikale missiologie 3/2003b, S. 99-105
Noack, W.: Inklusion und Exklusion – ihre Bedeutung für die Soziale Arbeit. In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 3/2006, S. 55-61
Noack, W.: Pierre Bourdieu in seine Bedeutung für die Soziale Arbeit. In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 4/2007
Pfeiffer, H.: Aussiedlerkriminalität – Delikte und Fallzahlen im Vergleich zu Ausländern und deutscher Herkunftsbevölkerung am Beispiel Niedersachsen. Benneckenstein 2005
Scherr, A.: Exklusionsindividualität, Lebensführung und Soziale Arbeit. In: Mertens; Scherr (Hrsg.): Inklusion und Exklusion in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden 2004, S. 55-74
Schwingel, M.: Pierre Bourdieu zur Einführung. Hamburg 2005
Seifert, W.: Geschlossene Grenzen – offene Gesellschaften? Migrations- und Integrationsprozesse in westlichen Industrienationen. Frankfurt am Main 2000

Der Mensch der Sozialarbeit Zur Unbestimmbarkeit eines Platzhalters – eine systemtheoretische Reflexion

Heiko Kleve

Zusammenfassung

In dieser Fachzeitschrift ist eine interessante Debatte hinsichtlich der Bedeutung der Bielefelder Systemtheorie für die Soziale Arbeit entbrannt. *Andreas Keck* fragte im Heft 1.2007, ob in der Sozialen Arbeit tatsächlich alles mithilfe dieser Systemtheorie reflektierbar ist und äußerte diesbezüglich Skepsis. In der gleichen Ausgabe formulierte ich dazu eine Erwiderung. *Andreas Kirchner* setzte den Diskurs im Oktober 2007 fort, indem er fragte, ob und wie denn überhaupt der zentrale Bezugspunkt praktischer Sozialer Arbeit, nämlich der Mensch, von der Systemtheorie beschrieben werden könne. In dieser Ausgabe spitzt *Jochen Ostheimer* diese Debatte dahingehend zu, dass Soziale Arbeit ihre politische, gesellschaftskritische Dimension schärfer konturieren müsse. In meinem Beitrag geht es darum, *Kirchners* Einwand ernst zu nehmen und zu fragen, wie sich die Systemtheorie auf Menschen beziehen kann, auch wenn sie den Begriff „des Menschen“ in ihrem Theorieprogramm eher nicht vorsieht.

Abstract

In this magazine an interesting debate has flared up about the significance of the Bielefeld School of Systems Theory for Social Work. In issue 1.2007 *Andreas Keck* posed the sceptical question of whether in fact every aspect of Social Work can be reflected in terms of Systems Theory. My response was published in the same issue. In October 2007 *Andreas Kirchner* continued the discourse by asking whether and how at all the central concern of Social Work, the human being, could be described by Systems Theory. In this issue *Jochen Ostheimer* sharpens the debate by claiming that Social Work should place a stronger emphasis on its political dimension and on social criticism. The point of my article is to take *Kirchner's* objection seriously and to ask how Systems Theory can relate to human beings, even though the notion of the „human being“ is not strictly included in its theoretical program.

Schlüsselwörter

Sozialarbeit – Systemtheorie – Mensch – Definition

„[Ich] schlage [der Sozialen Arbeit] vor, das klingt vielleicht paradox, daß man sich um ein weniger technisches, dafür um ein mehr menschliches Verständnis bemüht“ (*Luhmann* 1997, S. 72).

Ausgangspunkte

Meine zentrale These, die ich bereits in meinem ersten Beitrag zu dieser Debatte herausgestellt habe, lautet, dass die Systemtheorie mit ihrem äußerst komplexen Theoriesystem zur Reflexion einer Praxis besonders geeignet ist, die selbst ausgesprochen komplex ist, die Soziale Arbeit. Mit Komplexität ist hier die Vielzahl von abhängigen Variablen gemeint, die miteinander interagieren, sich gegenseitig bestimmen und begrenzen und einen schier unermesslichen Möglichkeitsreichtum des Denkens und Handelns generieren. Gleichzeitig offenbaren sich in komplexen Phänomenen und Verhältnissen Widersprüche, Gegensätze, Paradoxien. Komplexität ist differenzgeladen, lässt sich nicht auf einen eindeutigen Nenner bringen, verursacht womöglich das, was *Wolfgang Welsch* (1990) für die Gegenwartsgesellschaft diagnostiziert: Ambivalenz in nahezu allen Verhältnissen. Diese Ambivalenz verlangt, dass wir, wenn wir Wirklichkeitsbeschreibungen anfertigen, zugleich die Plausibilität dessen verfolgen, was diesen Beschreibungen widerspricht. Insofern ist der entstandene Diskurs sehr zu begrüßen; er ermöglicht es, Positionen zu überprüfen, Liebgewonnenes zu hinterfragen und Neues zu erproben, kurz: Thesen und Gegenthesen abzuwägen. Weiterhin eröffnet er eine Frage, die hinsichtlich der Sozialen Arbeit, wie *Andreas Kirchner* (2007) formuliert, noch nicht hinreichend geklärt sei: Wie kann der Mensch überhaupt noch innerhalb einer systemtheoretisch reflektierten Sozialen Arbeit thematisiert werden, wenn dieser von der *Luhmannschen* Theorie in die beiden zwar strukturell verkoppelten, aber dennoch operational getrennten Systeme Psyche und Körper zerlegt und zur Umwelt der sozialen Systeme erklärt wird?

Diese Frage wird zwar nur selten explizit gestellt (siehe als Gegenbeispiel dazu *Sellmaier* 2006), ist aber zumindest (auch in systemtheoretischen Reflexionen) implizit Gegenstand, wenn es etwa um die wichtigen Themen von Inklusion und Exklusion geht (siehe zum Überblick *Merten; Scherr* 2004 und zur Orientierung auch *Hosemann* 2006). Trotz dieser Einschränkungen bezüglich der Stichhaltigkeit von *Kirchners* Behauptung soll sein Kernproblem hinsichtlich der Brauchbarkeit der Systemtheorie für die Soziale Arbeit ernst genommen werden, „dass die Systemtheorie bisher noch nicht in der Lage war, jenen Komplex, der bisher stets subjektphilosophisch determiniert unter der *Einheit Mensch* firmierte, für die Soziale Arbeit zufriedenstellend zu rekonstruieren“ (*Kirchner* 2007, S. 379). Dennoch möchte ich sogleich betonen, dass diese Rekonstruktion aus meiner Sicht gar nicht notwendig ist – zumindest

nicht in einem solchen Sinne, wie sie *Kirchner* möglicherweise intendiert: als Programm einer Ontologie (Seinslehre) vom Menschen. Der große Gewinn der Systemtheorie liegt meines Erachtens gerade in der Dekonstruktion des Begriffs „Mensch“, der in der Sozialen Arbeit ohnehin nur als unterkomplexer Platzhalter für Nichtidentisches verwendet wird, nämlich für die Vielzahl von Personen, die vielleicht als anzustrebendes Ideal, aber faktisch niemals so in den Blick gebracht werden können, wie die Soziale Arbeit dies gerne postuliert: ganzheitlich. An anderer Stelle (*Kleve* 1999/2007, S.49 ff.) habe ich bereits ausführlich aufzuzeigen versucht, dass „Ganzheitlichkeit“ als ein Ideal Sozialer Arbeit durchaus seine Berechtigung hat, dass aber der Versuch, auf das Ganze (etwa des Menschen) zu blicken, Differenz, Vielfalt, Heterogenität erzeugt. Insofern sind Ganzheit und Differenz zwei Seiten einer Medaille, das Eine bedingt das Andere. *Welsch* (1987, S. 60) hat dies philosophisch ausgearbeitet, er postuliert: „Ganzheit [ist] nur via Differenz einlösbar“. Freilich ist dies nicht die Ganzheit, die vielleicht klassische Ganzheitstheoretiker im Blick haben. Es ist und bleibt eine Ganzheit als (niemals erreichbares) Ideal, eine Ganzheitlichkeit als richtungweisendes, aber niemals einlösbares Programm. Denn „je weiter man ins Ganze ausgreift, um so mehr stößt man auf Diversität, Unordentlichkeit und Unfaßlichkeit“ (*Welsch* 1996, S. 658). Dies gilt freilich auch für den Versuch, den Menschen als ein Ganzes zu fassen.

Das, was in der Sozialen Arbeit als Mensch bezeichnet wird, ist daher nicht der Mensch, den wir idealerweise meinen, wenn wir diesen Begriff benutzen; es ist vielmehr eine geradezu ideologische Konstruktion des Systems selbst. Genau dies offenbart die Systemtheorie und emanzipiert damit einen Platzhalterbegriff von systeminternen Zuschreibungen, und zwar für die Möglichkeit, dass das im Unbestimmten oder in der Differenz unterschiedlicher Systeme bleiben darf, was ohnehin nur interessengelenkt bestimmt beziehungsweise zur vermeintlichen Einheit gebracht werden kann: der Begriff „Mensch“. Und damit wird paradoxerweise etwas erreicht, was gerade für die Soziale Arbeit angemessen erscheint: die Menschen in ihrer psychischen Unermesslichkeit und ihrer sozialen Vielschichtigkeit, in ihrer offenen Zukunft ernster zu nehmen als es mit einem eindeutigen Begriff des Menschen möglich wäre. Im Folgenden möchte ich diese These eingehender begründen.

Die Frage nach dem Menschen in der Systemtheorie

Zunächst gilt es festzustellen, dass es durchaus nicht

so ist, dass sich die soziologische Systemtheorie mit dem Begriff des Menschen sowie mit den damit einhergehenden sozialwissenschaftlichen und philosophischen Implikationen nicht auseinandersetzt. Das Gegenteil trifft eher zu: Eine Reihe von umfangreichen Publikationen thematisieren „den Menschen“. Wer also die Aufgabe, die *Kirchner* stellt, zu lösen versucht, wer also den Begriff „Mensch“ für eine systemtheoretisch informierte Soziale Arbeit zu rekonstruieren versucht, der muss mindestens das rezipieren, was insbesondere *Niklas Luhmann* (1995) in der Aufsatzsammlung „Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch“ und was *Peter Fuchs* in Zusammenarbeit mit *Andreas Göbel* (1994) im Reader „Der Mensch – das Medium der Gesellschaft“ hierzu zusammentragen. Und vor allem scheint es wichtig, das neuste Werk von *Fuchs* (2007) „Das Maß aller Dinge. Eine Abhandlung zur Metaphysik des Menschen“ zu studieren. Da diese Veröffentlichung, die derzeit umfangreichste ist, die sich aus systemtheoretischer Sicht mit „dem Menschen“ auseinandersetzt, möchte ich meine folgenden Überlegungen an ein längeres Zitat aus dem Umschlagtext des Buches anschließen. Der Autor formuliert dort das Programm seiner Publikation:

„Was kann man heute zur ‚Form‘ des Menschen verantwortlich und präzise sagen, wenn doch ebendiese Form ... so vollkommen aus der Form geraten ist? Die Antwort liegt nahe. Man kann es mit jener gewohnheitsmäßig unsentimentalen, im Kern durch und durch ironisch-realistischen Theorie versuchen, die seit ihrem Start ohne die Referenz auf den Menschen auskommt: der von *Niklas Luhmann* geprägten Systemtheorie, die das, was das ehrwürdige Wort des Menschen bezeichnen sollte, auflöst in ein Kompendium aufeinander bezogener, aber differenter ‚Phänomenalitäten‘ wie Systeme und Operationen, wie Körper und Gehirn, Psyche, Bewußtsein, und last but not least: Kommunikation. Es gibt in dieser Theorie keinen terminologischen Ort, der als begriffliche Behausung des Menschen gelten könnte. Und es ist gerade diese Enthaltensamkeit, die die stupende Leistungsfähigkeit der Systemtheorie begründet hat, die an die Stelle eines kompakt-opaken Wortes den Umgang mit Differenzen setzt.

Man kann heute nicht mehr ernsthaft davon absehen, daß das *Beobachtete* Moment der Operation Beobachtung selbst ist. Was als ‚Welt‘ in der Beobachtung anfällt, fällt als *Beobachtetes* an, ein Umstand, der auch dazu führt, daß *der* Beobachter in jeder Beobachtungsoperation nicht als der Beobachter auftritt, der die Operation exekutiert, sondern selbst nur als *Beobachtetes*, wenn und soweit

er bezeichnet und dadurch unterschieden wird ... Eine Theorie, die dies einkalkuliert und sich dennoch *des* Menschen annimmt, kann also nur beobachten, wie *der* Mensch beobachtet wird. Sie langt nicht an beim Menschen, sie berührt ihn nicht. Sie bezeichnet die Formen (insofern sie an einem Rückblick interessiert ist), die zu verschiedenen Zeiten das ausmachen, was dann als *der* Mensch intellektuell plausibel verhandelbar war. In der Theorie spricht man in diesem Zusammenhang von der Beobachtungstechnik *zweiter Ordnung*, für die gilt, daß sie nicht mehr Dinge und Weltgegebenheiten bezeichnet, sondern die Unterscheidungen, die die Projektion dieser Dinge und Gegebenheiten inszenieren ... Die Frage lautet also genau: Welche besondere Erzählung kann diese Theorie aus dem Zusammenhang ihrer Begriffe generieren, wenn sie gefragt wird: Wie hältst du es aber mit *dem* Menschen?"

In diesem Zitat sind alle aus meiner Sicht wichtigen Aspekte angesprochen, um die es geht, wenn wir uns fragen, wie wir aus systemtheoretischer Sicht den Menschen für die Soziale Arbeit thematisieren oder – mit *Kirchner* – rekonstruieren können. Diese Rekonstruktion setzt in der Systemtheorie zunächst einmal – und dies habe ich bereits betont – eine Dekonstruktion voraus: eine Auflösung des Kompaktbegriffs „Mensch“ in unterschiedliche – wie *Fuchs* (siehe oben) sagt – „Phänomenalitäten“, nämlich in drei Systeme: in das biologische, psychische und soziale System. Weiterhin geht es darum, sich zu vergegenwärtigen, dass Begriffe eben nicht mit der scheinbaren Realität zu verwechseln sind, die sie bezeichnen. Realitäten werden beobachtet; aber diese Beobachtung offenbart uns nichts, was jenseits dieser Beobachtung liegt, sondern lediglich Kaskaden von anderen Beobachtungen. Wir wissen spätestens seit *Immanuel Kants* Philosophie, dass die „Dinge an sich“, auch „die Menschen an sich“, nicht zugänglich sind. Uns offenbaren sich lediglich Konstruktionen, mit denen wir im Alltag so umgehen, *als ob* sie beobachterunabhängige Realitäten wären (siehe aufschlussreich dazu *Schmidt* 2003). Zu beiden Aspekten – also zur Dekonstruktion des Menschen und zur konstruktivistischen Sicht auf den Menschen sowie zu den daraus sich ergebenden Möglichkeiten für die Soziale Arbeit – will ich nun Näheres ausführen.

Dekonstruktion des Menschen: biologische, psychische und soziale Systeme

Andreas Kirchner (2007, S. 380 ff.) hat in seinem Beitrag die systemtheoretische Auflösung des Menschen in unterschiedliche Systeme bereits dargelegt. Deshalb möchte ich die diesbezüglichen Grundlagen

hier nur noch sehr knapp beschreiben. Der Mensch wird also dekomponiert, insbesondere in die zwar hinsichtlich ihrer Elemente unabhängig operierenden, aber sich gegenseitig voraussetzenden, strukturell gekoppelten Systeme Körper (biologisches System) und Bewusstsein (psychisches System). Die vermeintliche Einheit Mensch wird zu einer Differenz zweier Systeme, die sich im Kontext eines dritten Systems konstituiert, nämlich in der Umwelt sozialer Systeme.

Wenn wir in diesem Zusammenhang *Luhmanns* Empfehlung (1991, S. 73) lesen, dass Theorie heißt, „aus Trivialitäten weitreichende Schlüsse zu ziehen“, dann haben wir an diesem Punkt ein sehr schönes Beispiel dafür. Denn eine Trivialität, zumal für Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, ist es zu wissen und täglich immer wieder zu erfahren, dass das, was sie mit ihren Klienten und Klientinnen tun, nur äußerst beschränkt geplant und hinsichtlich seiner Wirkungen vorhergesagt werden kann. In Sozialarbeiterkreisen grassiert auch die Formulierung, dass man andere Menschen „eigentlich“ nicht verändern kann; man kann ihnen nur dabei helfen, sie unterstützen, sich selbst zu verändern. Demnach ist Hilfe letztlich immer eine Hilfe zur Selbsthilfe – das ist eine gängige, sogar in rechtliche Formulierungen eingeflossene sozialarbeiterische Formel.

Aus diesen Trivialitäten, die wir im Alltag permanent erfahren und zumeist höchstens mit einem Schulterzucken hinnehmen, zieht nun die soziologische Systemtheorie weitreichende Schlüsse. Ein solcher Schluss ist die beschriebene systemische Dreiteilung. Mit dieser Dreiteilung lässt sich sehr genau erklären, warum zielgerichtetes Verändern von Menschen ein höchst unwahrscheinliches Unterfangen ist. Denn im Gegensatz zu anderen Systemtheorien (etwa der „Züricher Schule“ nach *Staub-Bernasconi* oder *Obrecht*) versteht die *Luhmannsche* Theorie Systeme nicht als ineinander verschachtelte russische Puppen, sondern als System-Umwelt-Differenzen. Während die herkömmliche Systemtheorie Systeme als ineinander verschachtelte Gebilde konzipiert (das jeweils größere, etwa die Gesellschaft, enthält die jeweils kleineren Systeme, etwa Menschen, Familien, Organisationen), arbeitet die *Luhmannsche* Theorie mit einem komplexeren Systemverständnis. Demnach bilden sich Systeme in Abgrenzung zu einer Umwelt. System und Umwelt sind dabei zwei Seiten einer Form, die in einem Verhältnis der Gleichzeitigkeit und gegenseitigen Bedingtheit stehen. Daher ist etwa die Frage danach, was wichtiger ist, das System oder die Umwelt, sinnlos. Beides ist gleich wichtig; das Eine wäre ohne das

Andere nicht existent. In diesem Zusammenhang können wir bereits sehen, dass die *Luhmannsche* Theorieentscheidung, Menschen der Umwelt sozialer Systeme zuzurechnen, keine Abwertung des Menschen, genauer: der biologischen und psychischen Systeme bedeutet – im Gegenteil: ohne biologische und psychische Umwelt könnte sich kein soziales System konstituieren.

Das soziale System ist angewiesen auf Körper (biologische Systeme) und Prozesse des Bewusstseins im psychischen System. Kommunikationen als Elemente des sozialen Systems bilden sich erst aufgrund der unüberbrückbaren Differenz zwischen unterschiedlichen psychischen und körperlichen Systemen. Mit anderen Worten, mehrere Psychen können sich nicht wechselseitig verkoppeln, etwa im Sinne unmittelbarer Gedankenübertragung (siehe zur gegenteiligen These mit empirischen Befunden *Sheldrake* 2003), sondern müssen den Umweg über Kommunikation gehen. Kommunikation, mithin das soziale System, ist das Dritte, das sich zwischen unterschiedlichen Körpern und Psychen immer dann bildet, wenn diese sich wechselseitig beobachten. Dann kann – im Sinne *Paul Watzlawicks* – nicht *nicht* kommuniziert werden, dann bildet sich das Soziale quasi wie von selbst. Entscheidend an diesem Punkt ist nun jedoch, dass zwischen den drei benannten und sich wechselseitig bedingenden sowie gleichzeitig agierenden Systemen Anregungsverhältnisse bestehen: Jedes System basiert auf der Basis der Anregungen des anderen. Diese Anregungen sind jedoch nicht in deterministischer Weise zu verstehen. Kein System kann die anderen unmittelbar steuern; es kann jedoch Selbststeuerungen bei den jeweils anderen Systemen auslösen.

An dieser Stelle könnten wir beispielsweise an die marxistische Idee denken, dass das gesellschaftliche Sein das Bewusstsein bestimmt, und aus systemtheoretischer Sicht konkretisieren: Das menschliche Bewusstsein konstituiert sich zwar in einer jeweiligen Gesellschaft, diese Gesellschaft ist sein Kontext. Dieser Kontext kann auch das begrenzen oder ausweiten, was dieses Bewusstsein denken kann, es kann aber letztlich nicht festlegen, was es dann tatsächlich denkt, was es psychisch aus dem macht, was es schlussfolgert, plant oder phantasiert angesichts dessen, was es an Kommunikationen in seiner gesellschaftlichen Umwelt (psychisch) beobachtet.

Schließlich möchte ich darauf hinweisen, dass angesichts der sehr differenzierten Trennung der drei benannten Systemklassen an Theorien menschlicher Bedürfnisse angeschlossen werden kann. Selbst die

von einem völlig anderen systemischen Konzept ausgehende Bedürfnistheorie von *Werner Obrecht* (1996, S. 142 ff.) lässt sich vor dem Hintergrund der *Luhmannschen* Theorie nutzen, wenn man die drei Bedürfniskategorien biologische, biopsychische und biopsychosoziale Bedürfnisse, von denen *Obrecht* spricht, in einem nicht hierarchischen Verhältnis denkt. Denn biologische, psychische und soziale Systeme werden mit der *Luhmannschen* Theorie in einem sich wechselseitig voraussetzenden Verhältnis gedacht. Jedes dieser Systeme ist auf die Existenz der anderen in seiner Umwelt angewiesen und kann nur so seine jeweilige Autopoiesis (Selbstreproduktion und Selbstorganisation) und damit seine Bedürfnisse sichern. Erst vor diesem Hintergrund sind beispielsweise die komplexen Wechselwirkungen von sozialen, psychischen und körperlichen Prozessen erklärbar, mit denen sich etwa die psychosomatische Medizin beschäftigt, und die auch Thema der Klinischen Sozialarbeit sind (*Pauls* 2004). Besonders deutlich und für die Soziale Arbeit anschlussfähig veranschaulicht *Fritz B. Simon* (1995) in seinem Buch „Die andere Seite der Gesundheit. Ansätze einer systemischen Krankheits- und Therapieorie“ diese strukturellen Verkoppelungen der genannten Systeme.

Menschen in der Sozialarbeit: eine Beobachtung zweiter Ordnung

Neben der Dreiteilung der für uns Menschen relevanten Systeme spricht *Fuchs* (siehe oben) von der besonderen Beobachtungstechnik der Systemtheorie, von der Beobachtung zweiter Ordnung. Mit der Beobachtung zweiter Ordnung ist es etwa möglich, zu sehen, wie die praktische Soziale Arbeit das beobachtet und damit zuallererst konstruiert, das heißt unterscheidet und bezeichnet, was in der vortheoretischen Sprache als Mensch kommuniziert wird. Inzwischen gibt es einige Arbeiten, die sich mit der Konstruktion der – wenn man so will – besonderen Menschenform beschäftigen, die die Soziale Arbeit hervorbringt: mit der „Genese des Klienten“ (*Eugster* 2000).

Als Ausgangspunkt können wir zunächst feststellen, dass der Begriff „Klient“ freilich nicht mit dem Begriff „Mensch“ gleichzusetzen ist. Ein Klient ist ein minimaler Ausschnitt aus der unermesslichen Vielheit eines Menschen. Der Mensch in seiner Ganzheitlichkeit, das hatte ich bereits oben ausgeführt, ist für ein soziales Kommunikationssystem, etwa für einen sozialarbeiterischen Hilfeprozess unerreichbar. Menschen werden in sozialen Systemen als Personen relevant, was auch als Inklusion bezeichnet wird. Und Personen sind damit ebenfalls keine Menschen,

sondern die Anschlussstellen für psychische und soziale Systeme, um sich auf ihren jeweiligen Seiten, also gedanklich und/oder kommunikativ, sinnhafte Ordnungen, Erwartungen, Strukturen und Zurechnungsmöglichkeiten zu organisieren. Menschen, also die Einheiten der strukturell verkoppelten Differenzen von biologischen und psychischen Systemen, sind unermesslich mehr als das, was in einem sozialen System als Person relevant wird. Zudem variieren Personen mit der Veränderung des sozialen Kontextes, der sie gerade tangiert. Diese Veränderung bringt unterschiedliche Rollen in den Blick, die Personen einnehmen können. Eine solche Rolle ist die des Klienten, der Klientin.

Rollen zeichnen sich dadurch aus, dass sie – ähnlich wie Personen, nur in noch allgemeinerer, genauer: austauschbarer Weise – Erwartungen bündeln. Die Rolle der Klienten geht freilich mit einer Problemzuschreibung und entsprechenden Erwartungen, Selbst- und Fremderwartungen, einher. Auch die „Eintrittskarte“ ins Hilfesystem ist das Ins-Spiel-Bringen von Problemen. Die Soziale Arbeit läuft zunächst als die Beobachtung von Personen an, die sich selbst Probleme zuschreiben oder denen solche von anderen zugeschrieben werden. Wenn es gelingt, für diese Probleme eine sozialarbeiterische Hilfe in Aussicht zu stellen und sich die betreffenden Personen auf den Hilfeprozess einlassen, kommt es zur genannten Genese der Klienten.

Es würde den konstruktiven Fortgang der Hilfe allerdings hemmen, wenn Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter an dieser Stelle ihre Klientel mit ihrem Menschsein identifizieren würden; sie tun genau genommen das Gegenteil: Sie gehen davon aus, dass sich mit der gleichen Person Chancen bieten, vom Problem zur Lösung überzugehen. Die aktuell in unterschiedlichen Konzepten, etwa in der systemischen oder der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit, favorisierten, radikal lösungs- und ressourcenorientierten Ansätze (etwa nach *Steve de Shazer* und *Insoo Kim Berg*) bieten hier Strategien an, um den Wechsel von den „Problem-Klienten“ zu den „Ressourcen-Klienten“ mit einiger Nachhaltigkeit zu erreichen. Diese Ansätze dekonstruieren die „klassischen Klienten“ mit ihren Problemen und Schwierigkeiten und bringen die Klienten in Sicht, die selbst erster Auslöser für einen visionären Veränderungsprozess sein können – ausgehend von kreativ erarbeiteten Utopien, etwa durch die Wunderfrage (weiterführend dazu *De Jong; Berg* 2002).

Neben dem Klienten-Begriff gibt es seit einigen Jahren weitere Markierungen für die Rollen von Perso-

nen, die in der Sozialen Arbeit relevant werden. Speziell bei Begriffen „Kunde“ oder „Bürger“ können wir relativ schnell erkennen, dass es sich um interessen-spezifische, geradezu ideologische Konstruktionen des Systems selbst handelt, aber nicht um Bezeichnungen, die in der Lage sind, das Ganze eines Menschen zu erfassen. Mit der Bezeichnung „Kunde“ geht eine ökonomische Ideologie einher, die Soziale Arbeit als ein marktwirtschaftliches Geschehen konstruiert. Der Begriff „Bürger“ findet in einem Kontext Verwendung, in dem die Eigenverantwortung und Mündigkeit derjenigen hervorgehoben werden soll, die auf Hilfe angewiesen sind.

Halten wir fest: Soziale Arbeit tut zwar mitunter so, als ob sie auf den (ganzen) Menschen Bezug nehmen kann, aber ihr ist dies aus Gründen, die ich versucht habe zu plausibilisieren, nicht möglich. Sie erreicht mit ihren Kommunikationen unterschiedliche und unvollständige Facetten einer Komplexität, die ihr immer nur in reduzierter Form zugänglich ist. Zwar wird in sozialen Systemen oft so getan, als ob Menschen kommunizieren oder als ob über Menschen kommuniziert wird, aber bei genauer Betrachtung, mithin bei einer Beobachtung der Art und Weise, wie soziale Systeme agieren, wird sichtbar, dass dies eine Illusion ist. Menschen gehen weder in die Kommunikation ein noch können sie kommunikativ erreicht werden. Sie bleiben als strukturelle Zusammenbindungen biologischer und psychischer Systeme in einer schier unermesslich komplexen Umwelt; sie bleiben kommunikativ so unbestimmbar, dass jeder soziale Bestimmungsversuch (als Klient, Kunde oder Bürger) recht schnell, zumal mit Hilfe einer Beobachtung zweiter Ordnung, in seiner Künstlichkeit und Begrenztheit sichtbar wird.

Offenhalten einer Frage: Was ist der Mensch?

Die Frage, was der Mensch ist, kann womöglich nur beantwortet werden, wenn wir die Einheit des Menschen in die drei benannten Systeme auflösen. Mit dieser Dekonstruktion der Identität Mensch in die Differenz von biologischen, psychischen und sozialen Systemen kann die Komplexität erahnt werden, die den Menschen kennzeichnet und die niemals gänzlich erfasst werden kann. Mit der klassischen kritischen Theorie können wir an dieser Stelle auch sagen, dass der Mensch ein besonders schönes Beispiel ist für das, was *Theodor W. Adorno* (1966) in seiner „Negativen Dialektik“ das *Nichtidentische* nennt. Das Nichtidentische ist nämlich jenes, welches sich der klaren begrifflichen und jeder anderen Identifizierung entzieht, dem man erst dann zu seinem Recht verhilft, wenn man vermeidet, es eindeu-

tig fassen zu wollen. Die Frage nach dem Nichtidentischen bleibt offen, kann letztlich nicht beantwortet werden. Wenn wir versuchen, sie zu beantworten, verschieben wir lediglich die Stelle, die sich uns immer wieder entziehen wird, die wir niemals zu Gesicht bekommen.

Die Soziale Arbeit wird erst dann menschlich, und das ist freilich paradox, wenn sie darauf verzichtet, genau zu sagen, was der Mensch ist; wenn sie den Möglichkeitsreichtum nutzt, den das Zusammenspiel von biologischen, psychischen und sozialen Systemen generiert; wenn sie sich öffnet für ungeahnte Überraschungen durch Klienten, Kunden oder Bürger; wenn sie anerkennt, dass ihr Nichtwissen hinsichtlich des Menschen genau das ist, was ihr hilft, um ihre Hilfe menschlicher zu gestalten. Bezeichnend ist doch, dass gerade menschenfeindliche Ideologien (etwa Faschismus oder Stalinismus), die das 20. Jahrhundert stark dominiert haben, zumeist suggerierten, das Wesen des Menschen vollends erfasst zu haben, und danach die Gesellschaft zu gestalten versuchten. So wird ein Satz von *Adorno* verständlich, den er 1965 in einem Radiogespräch mit *Arnold Gehlen* äußerte und der auf seine Schrift „Jargon der Eigentlichkeit“ (1964) verweist, dass nämlich „[d]er Mensch ... heute die Ideologie für die Unmenschlichkeit [ist]“. In diesem Sinne schließe ich mit *Adorno*, der in dem gleichen Gespräch unmissverständlich feststellt: „Zu sagen, was der Mensch sei, ist absolut unmöglich“.

Literatur

- Adorno, Th. W.:** Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. Frankfurt am Main 1964
- Adorno, Th. W.:** Negative Dialektik. Frankfurt am Main 1966
- De Jong, P.; Berg, I. K.:** Lösungen (er-)finden. Das Werkstatt-handbuch der lösungsorientierten Kurztherapie. Düsseldorf 2002
- Eugster, R.:** Die Genese des Klienten. Soziale Arbeit als System. Bern 2000
- Fuchs, P.; Göbel, A. (Hrsg.):** Der Mensch – das Medium der Gesellschaft? Frankfurt am Main 1994
- Fuchs, P.:** Das Maß aller Dinge. Eine Abhandlung zur Metaphysik des Menschen. Weilerswist 2007
- Hosemann, W.:** Inklusion/Exklusion: Eine Schlüsseldiskussion zum Verständnis Sozialer Arbeit. In: ders. (Hrsg.): Potentiale und Grenzen systemischer Sozialarbeit. Freiburg im Breisgau 2006, S. 33-65
- Keck, A.:** Alles im System? Ein kritischer Beitrag zur Systemtheorie. In: Soziale Arbeit 1/2007, S. 22-25
- Kirchner, A.:** Die Systemtheorie und der Mensch. Alles im System beschreibbar: Anmerkungen zu einer theoretischen Debatte. In: Soziale Arbeit 10/2007, S. 378-384
- Kleve, H.:** Postmoderne Sozialarbeit. Ein systemtheoretisch-konstruktivistischer Beitrag zur Sozialarbeitswissenschaft. Wiesbaden 1999/2007
- Kleve, H.:** Unsystematisch systemisch. Soziale Arbeit als widersprüchliche Profession und Disziplin. In: Soziale Arbeit 1/2007, S. 25-27
- Luhmann, N.:** Probleme der Forschung in der Soziologie. In: ders.: Universität als Milieu. Hrsg. von André Kieserling. Bielefeld 1991, S. 69-73
- Luhmann, N.:** Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch. Opladen 1995
- Luhmann, N.:** „Wie konstruiert man in eine Welt, die so ist wie sie ist, Freiheiten hinein?“ In: Bardmann, Th. M. (Hrsg.): Zirkuläre Positionen. Konstruktivismus als praktische Theorie. Opladen 1997, S. 67-83
- Merten, R.; Scherr, A. (Hrsg.):** Inklusion und Exklusion in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden 2004
- Obrecht, W.:** Sozialarbeitswissenschaft als integrative Handlungswissenschaft. Ein metawissenschaftlicher Bezugsrahmen für die Wissenschaft Sozialer Arbeit. In: Merten u. a. (Hrsg.): Sozialarbeitswissenschaft – Kontroversen und Perspektiven. Neuwied 1996, S. 121-160
- Pauls, H.:** Klinische Sozialarbeit. Grundlagen und Methoden psycho-sozialer Behandlung. Weinheim 2004
- Schmidt, S. J.:** Geschichten & Diskurse. Abschied vom Konstruktivismus. Reinbek bei Hamburg 2003
- Sellmaier, C.:** Systemische Implikationen zum Menschen und seiner Position in der Sozialen Arbeit. In: Hosemann, W. (Hrsg.): a.a.O. 2006, S. 161-176
- Sheldrake, R.:** Der siebte Sinn des Menschen. Gedankenübertragung, Vorahnungen und andere unerklärliche Fähigkeiten. Frankfurt am Main 2003
- Simon, F. B.:** Die andere Seite der Gesundheit. Ansätze einer systemischen Krankheits- und Therapietheorie. Heidelberg 1995
- Welsch, W.:** Unsere postmoderne Moderne. Berlin 1987
- Welsch, W.:** Identität im Übergang. Philosophische Überlegungen zur aktuellen Affinität von Kunst, Psychiatrie und Gesellschaft. In: ders.: Ästhetisches Denken. Stuttgart 1990, S. 168-200
- Welsch, W.:** Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft. Frankfurt am Main 1996

Kritik am System – im System?

Zur Debatte um die Funktion der Systemtheorie in der Sozialen Arbeit

Jochen Ostheimer

Zusammenfassung

Der vorliegende Aufsatz greift den von *Andreas Keck*, *Heiko Kleve* und *Andreas Kirchner* gesponnenen Diskussionsfaden über systemtheoretische Ansätze in der Sozialen Arbeit wieder auf und gibt ihm eine Ordnung anhand der grundlegenden Fragen, die *Keck* angesprochen hat: Status systemtheoretischer Ansätze in der Sozialen Arbeit, Profilierung sowie gesellschaftskritische Funktion Sozialer Arbeit.

Abstract

The following essay takes up the discussion about systems-theoretical approaches in Social Work which was opened by *Andreas Keck*, *Heiko Kleve* and *Andreas Kirchner*. The presentation is arranged in terms of the fundamental questions raised by *Keck*: the status of systems theory in Social Work, the professional profile of Social Work and its function of exerting social criticism.

Schlüsselwörter

Systemtheorie – Soziale Arbeit – Kritik – Theorie – Funktion

1. Einleitung

Andreas Keck hat vor einigen Monaten in dieser Fachzeitschrift (1/2007, S. 22-25) die Frage nach dem Selbstverständnis Sozialer Arbeit gestellt und sich kritisch zu einem aktuellen Trend geäußert, der in der Aufnahme systemtheoretischer Ansätze den goldenen Weg in die Zukunft sieht. Stattdessen solle die Sozialarbeitswissenschaft „auf jene Reihe interessanter Theoriemodelle zurückgreifen, welche sie vor allem auch aus ihrem *eigenen* Fundus geschöpft hat“ (*ebd.*, S. 24 f.). Denn eine einseitige Orientierung an der Systemtheorie widerspreche den Motiven und Alltagserfahrungen sozialarbeiterischer Praxis, verhindere ein notwendiges gesellschaftskritisches Engagement der Sozialen Arbeit und trage gerade nicht zu ihrer Profilierung bei.

Heiko Kleve kündigt in seiner Replik an, allen von *Keck* aufgestellten Thesen zu widersprechen (*Kleve* 2007). Bei manchen Punkten ist allerdings weniger ein Widerspruch als vielmehr eine Differenzierung erforderlich, die *Kleve* dann auch vornimmt. Die schon wegen des vorgegebenen Umfangs nur knappen Ausführungen sind eine im Großen und Ganzen schlüssige Verteidigung systemtheoretischer Ansätze in der Sozialen Arbeit. Doch die Brisanz der von *Keck*

gestellten Fragen wird nicht immer aufgegriffen. Es geht in dieser Diskussion um drei ineinander übergreifende Themen: erstens um Funktion und Status systemtheoretischer Ansätze in der Sozialen Arbeit, zweitens um die Profilierung der Sozialen Arbeit und drittens um die gesellschaftspolitische Bedeutung der Sozialen Arbeit. *Andreas Kirchner* hat in seinem Diskussionsbeitrag schlüssig ein Defizit der Systemtheorie¹ aus sozialarbeiterischer Sicht herausgearbeitet und damit einen zentralen Aspekt der Themenkomplexe (siehe erstens und zweitens) angesprochen: Während man es in der Praxis mit Menschen zu tun hat und ihrer Individualität gerecht werden will, scheint die Systemtheorie den Menschen in ein „unreflektierbares Außen“, den „unmarked space“ Umwelt, zu verbannen und dann in ein psychisches und organisches System zu zerlegen (*Kirchner* 2007). Im Folgenden werden die drei genannten Themenkomplexe sowie die jeweiligen Argumentationen getrennt voneinander und systematisch diskutiert.

2. Funktion und Status systemtheoretischer Ansätze in der Sozialen Arbeit

Dass sich die Aufnahme systemtheoretischen Gedankenguts in der Sozialen Arbeit positiv ausgewirkt hat, darüber sind sich alle drei Autoren einig; ebenso in dem Punkt, dass es gegenwärtig eine zentrale Stellung innehat. Eine andere Frage ist, welche Bedeutung ihm zukommen *soll*. *Keck* spricht sich klar für seine Relativierung aus. Für bestimmte Bereiche wie Supervision sei es hilfreich (*Keck* 2007, S. 24), in anderen kaum anwendbar. *Kleve* dagegen sieht in der „Systemtheorie“ eine „aktuelle Weiterführung klassischer sozialarbeiterischer Theoriebildung“ (*Kleve* 2007, S. 27). Er erachtet, was auch seine weiteren Publikationen zeigen, systemtheoretische Ansätze, vor allem in systemtheoretisch-konstruktivistischer Form, als den zukunftsweisenden Weg für die Soziale Arbeit.

Der Soziologe *Niklas Luhmann*, der in seinem umfangreichen Schrifttum Systemtheorie und konstruktivistische Erkenntnistheorie am elaboriertesten ausgearbeitet und zusammengefügt hat, verfolgt das Anliegen, die gesamte Soziologie in seinem systemtheoretischen Ansatz zusammenführen zu können (*Luhmann* 1984, S. 9 f., 33 f.). Dem Standardeinwand, dass eine solche Universaltheorie gerade nicht ihre Grundlagen einholen könne, begegnet er mit dem Konzept der Autologie (*Luhmann* 1998, S. 16). Selbstreferenz sei ein zentrales Element der von ihm untersuchten sozialen Systeme *und damit zugleich* seines eigenen Ansatzes. Damit sei er seinen Kritikern um einen Schritt voraus, gerade weil er wissen könne,

dass seine Methode der funktionalen Analyse, die Vorhandenes als kontingent und Vergleichbares als verschieden erfasse (Luhmann 1984, S. 83 f.), ebenfalls kontingent sei. Theoriegeschichtlich interessant ist unter anderem an Luhmanns Ansatz die Verbindung von Universalität und Partikularität beziehungsweise Spezifität (und damit Kontingenz). Gesellschaftliche Funktionssysteme sind universal, insofern sie alles erfassen, was sie erfassen (können), und anderes gibt es für sie nicht. Doch sie erfassen alles (was sie erfassen) unter einer bestimmten und damit partikulären Leitdifferenz, zum Beispiel für die Wirtschaft Zahlen/Nicht-Zahlen.

Dies erhellt, dass der systemtheoretische Ansatz, genauer: die systemtheoretischen Ansätze in der Sozialen Arbeit, die man, wie Kleve (2007, S. 25 f.) zu Recht betont, nicht undifferenziert in einen Topf werfen kann, sich gerade nicht zu einer großen vereinheitlichten Theorie auswachsen können. Denn auch wenn es möglich sein mag, dass sie das *Gesamt* der Sozialen Arbeit in ihrer Perspektive rekonstruieren, bleiben notwendig andere Perspektiven mit ihrem Eigenanspruch außen vor. Auch wenn die Systemtheorie durchaus „als eine aktuelle Weiterführung klassischer sozialarbeiterischer Theoriebildung betrachtet werden“ (ebd., S. 27) kann, ist sie doch „nur“ eben dies: *eine* Weiterführung. Ihre Partikularität ist kein Defizit, sondern eine theorieimmanente Konsequenz der systemtheoretisch-konstruktivistischen Voraussetzungen. Daher könnten gerade solche Ansätze, die auf diesen Annahmen aufbauen, eben auch um diese Bedingtheit wissen. Die interessante Frage ist daher, was die Systemtheorie der Sozialen Arbeit bringt, was sie zu ihrer Profilierung beitragen kann.

3. Profilierung der Sozialen Arbeit

Keck spricht in seiner Einleitung von der „Corporate Identity“ der Sozialen Arbeit (2007, S. 22), ein Thema, das nach wie vor relevant ist. Damit hängt ganz eng die Frage nach ihrem gesellschaftlichen Status zusammen. Aus wissenschaftstheoretischer Sicht sind vorab die Bedingungen für eine mögliche Antwort zu klären. Eine Diskussion um eine kollektive Identität kommt in aller Regel dann auf, wenn diese fraglich geworden ist. Sie ist ein kommunikatives Geschehen, das in seiner Konkretheit analysiert werden muss. Mit Wittgenstein ausgedrückt (1984, § 23): Es handelt sich um ein bestimmtes „Sprachspiel“; und ein solches ist stets in einem sozialen oder Kommunikationszusammenhang zu sehen.

Wer stellt also die Frage nach der Corporate Identity der Sozialen Arbeit? Keck nennt als ein Beispiel

die Studierenden (2007, S. 24). Sie wird des Weiteren zum Thema, wenn Handbücher angesichts des weiten Handlungsfeldes und der vielfältigen Berufsanforderungen Definitionen versuchen oder wenn Berufstätige gefragt werden, was genau an ihrem Handeln sozialarbeiterisch sei. Diese Frage wird, wenngleich verdeckt und in anderen Gewändern, auch gestellt, wenn ein Konkurrenzkampf zwischen Sozialarbeitern, Sozialarbeiterinnen und Psychologinnen, Psychologen entbrennt oder wenn vermehrt Zusatzqualifikationen als Anstellungsvoraussetzung gefordert werden. Das Profil und der Status Sozialer Arbeit werden berührt, wenn es um die tarifliche Eingruppierung von in der Sozialarbeit Tätigen (und vor allem Berufsanfängerinnen und -anfängern) geht. Wie sehr Corporate Identity und sozialer Status zusammenhängen, verdeutlicht ein Vergleich mit einer anderen Berufsgruppe, die ebenfalls sehr heterogen ist, deren Status aber deutlich höher liegt: Ärzte und Ärztinnen. Laien wissen auch nicht so recht, was Ärzte alles machen oder was Radiologen, Anästhesisten und Chirurgen als Berufsgruppe verbindet – aber sie müssen es auch nicht wissen, weil die gesellschaftlichen Plausibilitätsstrukturen eine derartige Frage überflüssig machen.

Bei der Selbstdarstellung in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit sowie in Verhandlungen mit Finanzträgern ist eine Corporate Identity nützlich, die Einheitlichkeit und Professionalität zum Ausdruck bringt. Und hier scheinen systemtheoretische Ansätze gegenüber Formulierungen wie „Helfen als Urkategorie menschlichen Handelns“ (H. Scherpner), worauf Keck (2007, S. 25) verweist, einen kommunikativen Vorteil zu besitzen: ihre Nähe zu Semantiken, die gemeinhin als rational, wissenschaftlich, effizient, fortschrittlich anerkannt sind.

Kritisierende würden einwenden, dass hier lediglich das eigene Fähnchen in den (neoliberalen Fortschrittlichkeits-)Wind gehängt wird. Aber besteht die Alternative wirklich darin, aus den eigenen Quellen zu schöpfen? (ebd., S. 24 f.) Was ist denn das für ein Fundus? Wie ist er zusammengetragen worden? In gewisser Weise ist die Soziale Arbeit von Anfang an eine „transdisziplinäre“ Disziplin (Mittelstraß 2003, S. 9-13). Sie ist in ihrer Problemwahrnehmung und Problemlösung immer schon darauf angewiesen, Fachgrenzen zu überschreiten und die Theorieelemente und Forschungsperspektiven aufzugreifen und miteinander zu kombinieren, die weiterführend erscheinen. Denn die Komplexität ihres „Gegenstandes“, Menschen mit ihrer individuellen Lebensgeschichte und in ihrer sozialen Verbundenheit, hat immer schon sämtliche disziplinäre

Abgrenzungsbemühungen unterwandert. Das heißt nun nicht, dass es nicht eigene und eigenständige Entwicklungen innerhalb der Sozialen Arbeit gibt (die vielleicht sogar ihrerseits „draußen“ abgefärbt haben). Doch lassen sich – schon wegen ihrer sehr kurzen Geschichte – schnell Bezüge, Wurzeln und Quellen außerhalb derselben ausfindig machen. Theorieimporte verfügen weder über einen normativen Mehrwert noch sind sie des Teufels, vielmehr haben sie sich in der Geschichte der Sozialen Arbeit häufig als vorteilhaft erwiesen – und einen Beitrag zu ihrer Profilschärfung geleistet. Doch sie haben, wie *Kirchner* zeigt, immer auch ihre Grenzen. Daher profitiert die Soziale Arbeit (so wie jede andere Disziplin auch) von einer Vielfalt und Veränderung ihrer Leitparadigmen. Denn diese treiben in ihrer Wechselwirkung und Dynamik die Forschung voran. Jedes Paradigma ermöglicht bestimmte Erklärungen und erkaufte sie mit bestimmten blinden Flecken und Aporien, die sich nicht durch weitere Verbesserungsmaßnahmen, sondern nur durch einen Paradigmenwechsel lösen lassen (*Kuhn 1967, Rorty 1991*). So hat beispielsweise das systemische Denken den „Mythos von der Macht des Helfens in ein ausgewogenes Bild des trial and error umgewandelt“ (*Keck 2007, S. 24*).

Doch die Aktualität von *Kecks* Anfrage, ob sich die Soziale Arbeit nicht stärker um eigene Theorieentwicklung bemühen muss, bleibt. Eine Auseinandersetzung mit dieser Anregung wäre für die Soziale Arbeit lohnenswert: Welches sind die Bedingungen für eigenständige Theorieentwicklung? Was verspricht sie sich überhaupt davon? Oder anders gewendet: Gibt es dieses beklagte Theoriedefizit überhaupt, oder besteht nur ein Wahrnehmungs- beziehungsweise Darstellungsproblem, welches vermutlich wiederum mit dem allgemeinen Status der Sozialen Arbeit zusammenhängt?

4. Die gesellschaftspolitische Bedeutung der Sozialen Arbeit

Keck plädiert für eine verstärkte gesellschaftskritische Ausrichtung der Sozialen Arbeit. Denn es sei zu befürchten, dass im zukünftigen Sozialstaat die Klientel der Sozialen Arbeit durch das Raster fallen würde. Eine systemtheoretische Orientierung stehe einer gesellschaftskritischen Profilierung eher im Weg, weil sie sich allzu leicht „in das Modell des selbsthilfeorientierten Sozialstaats“ (*Keck 2007, S. 24*) einpassen lasse. Theoriegeschichtlich knüpft diese Argumentation an die Vorwürfe an, die insbesondere gegen *Luhmanns* Version soziologischer Systemtheorie vorgebracht worden sind: Sie sei affirmativ. *Kleve* kontert mit der Behauptung, dass

„die systemtheoretische Betrachtung der Welt ... keineswegs unkritisch“ (*Kleve 2007, S. 26 f.*) sei. Er erläutert dies unter Verweis auf das grundlegende Verfahren der systemtheoretischen Analyse: die funktionale Methode. Deren Spezifikum besteht darin, dass sie funktionale Äquivalente, das heißt andere Lösungen für bestehende Probleme sucht; und dies bedeutet letztlich, andere Realitäten zu konstruieren. Damit wird das (Vor-)Gegebene immer schon in seinem Absolutheitsanspruch relativiert. *Kleve* schlussfolgert daraus: In dieser Weise „könnten gesellschaftliche Prozesse kritisch betrachtet, könnte mit Hilfe der Systemtheorie nach alternativen sozialen Realitäten gesucht werden“ (*ebd., S. 27*).

Beide Autoren, *Keck* wie *Kleve*, reden von den gesellschaftskritischen Facetten der Sozialen Arbeit, und doch geraten sie in Streit miteinander. Das liegt unter anderem daran, dass sie unterschiedliche Begriffe von Gesellschaftskritik verwenden. Die systemtheoretische Kritik ist analog zu einer Lösung zweiter Ordnung, die dadurch wirkt, dass sie den ursprünglichen Bezugsrahmen verändert (*Watzlawick u. a. 1974*), eine Kritik zweiter Ordnung. Sie legt weder vor, wie etwas sein soll, noch verurteilt sie, was nicht sein soll, sondern sie eröffnet einen Möglichkeitshorizont, der deutlich macht, dass scheinbar Normale auch anders sein könnte. Im erfolgreichen Fall leitet sie durch diese „Vermöglichung“ der Wirklichkeit Reflexions- und infolgedessen Wandlungsprozesse ein. Diese verlaufen, so der systemtheoretische Grundsatz der operativen Geschlossenheit, selbstgesteuert. Die Kritik beschränkt sich also auf Interventionen, die das betreffende System stören sollen, so dass es eine Veränderung herbeiführt. Ein anderer als dieser indirekte Weg ist programmatisch ausgeschlossen.

Keck dagegen geht von der Annahme aus, dass in der gegenwärtigen (wie auch in der befürchteten zukünftigen) Ordnung des Sozialstaates der eine oder die andere durch die Maschen des Netzes fällt. Daraus leitet er die Forderung ab, dass die Soziale Arbeit politisch werden müsse und gerade nicht einem Paradigma folgen dürfe, das mit der bestehenden Sozialstaatsordnung kompatibel sei. Denn dann würden die „Ecken und Kanten ... abgerundet“ (*Keck 2007, S. 23*), das kritische Potenzial gehe verloren. Hier liegt, wie mir scheint, tatsächlich ein „Widerstreit“ (*Lyotard 1989*) vor, der aufgrund der jeweils gemachten methodischen Annahmen nicht lösbar ist. Ein solcher Konflikttypus speist sich nicht aus reiner Heterogenität und Differenz, sondern daraus, dass zwei je eigensinnige Ansprüche aneinanderge-

raten. Gerade wegen einiger Übereinstimmungen werden Divergenzen umso gewichtiger. Analytisch kann dies den Vorteil haben, dass Unterschiede und Ähnlichkeiten besonders deutlich erkennbar werden.

Keck wie *Kleve* attestieren der Sozialen Arbeit, dass sie „immer schon von Gegensätzen und Widersprüchen geprägt“ (*Keck* 2007, S. 23) ist, die auch der systemisch-konstruktivistische Ansatz nicht auflöst und auch nicht auflösen will. „Die Soziale Arbeit ist wie vielleicht kaum eine andere Praxis mit Ambivalenzen aufgeladen, kann diese Ambivalenzen nicht wegtheoretisieren, vielmehr kommt es darauf an, sie zu sehen, zu reflektieren und mit ihnen einen akzeptierenden Umgang zu finden“ (*Kleve* 2007, S. 26). In diesem Sinn weist *Keck* auf die Grenzen des Helfens, auf das Burnout-Phänomen oder die Überforderung vieler Klienten und Klientinnen durch die Aufforderung zur Selbsthilfe hin (*Keck* 2007, S. 24). Das sind Ambivalenzen der sozialarbeiterischen Praxis, die sich nicht wegtheoretisieren lassen.

An diesem Punkt trennen sich dann aber die Wege: Kritik in der Form der funktionalen Analyse oder eine Gesellschaftskritik, bei der die Soziale Arbeit ihre Ecken und Kanten wieder schärft – was sich deutlich auf ihre Profilierung, ihre Corporate Identity auswirken würde. Denn eine Vorreiterstellung in den gesellschaftlichen Debatten um soziale Gerechtigkeit hat die Soziale Arbeit derzeit nicht inne. Unter Umständen ist ihr dies aber – systemtheoretisch betrachtet – auch gar nicht möglich: „Die Daseinsvorsorge wird von der Wirtschaft und ihrem Geldmechanismus besorgt; sie ist ein zentraler Antriebsfaktor gesellschaftlichen Wandels. Den Organisationen sozialer Hilfe obliegt eher eine ‚Daseinsnachorge‘. Sie arbeiten an der Beseitigung von Problemfällen, die sich aus der Verwirklichung der vorherrschenden Strukturen und Verteilungsmuster immer neu ergeben. Es ist nicht ihre Sache, und überhaupt nicht Sache von Hilfe, sich eine Änderung der Strukturen zu überlegen, die konkrete Formen der Hilfsbedürftigkeit erzeugen“ (*Luhmann* 1986, S. 143 f.). Vielleicht haben sie schon genug damit zu tun, zu reflektieren, inwieweit sie selbst zur Entstehung und Aufrechterhaltung der Probleme beitragen, die sie dann bearbeiten – eine Erkenntnis, die sich nicht erst der Rezeption der Systemtheorie verdankt.

5. Ausblick

Doch vielleicht eröffnet eine andere Perspektive andere Aussichten. Der Soziologe *Ulrich Beck* hat das Konzept der Subpolitik in die Diskussion eingebracht (*Beck* 1993, S. 154-163). Infolge der sogenannten reflexiven Modernisierung mit ihren charakteristischen

Zügen der Individualisierung und Pluralisierung verändern sich Form und Ort der Politik. „Privatheit, Wirtschaft, Wissenschaft, Kommunen, Alltag usw. ... geraten in der reflexiven Moderne in die Stürme der politischen Auseinandersetzungen“ (*ebd.*, S. 157) – und auch die Soziale Arbeit wird davon erfasst.

Es sind hier zwei Aspekte zu unterscheiden. Erstens wirkt die Soziale Arbeit in der reflexiven Moderne wie viele andere gesellschaftlichen Praktiken auch ungewollt und unbemerkt politisch. Ob sie fachliche Standards etabliert oder ob ein Jugendtreff oder eine Tagesstätte für ältere Menschen eröffnet oder geschlossen werden, dadurch wird das Gemeinwesen gestaltet, und das ist, wie man mit Bezug auf den griechischen Ausdruck für Gemeinwesen, *polis*, sagen kann: politisch. Zweitens kann diese „politische Tätigkeit“ auch ausdrücklich politisch werden. „Wie weit das geht ..., ist selbst wiederum abhängig von politischen Entscheidungen, die nicht nur ergriffen, sondern auch geformt, programmatisch gefüllt und in Aktionsmöglichkeiten umgesetzt werden müssen. Politik bestimmt – eröffnet, ermächtigt – Politik“ (*ebd.*, S. 157).

Die Soziale Arbeit muss also für sich klären, ob sie sich darauf beschränken will, primär im ersten Sinn politisch zu sein, oder ob sie auch in der zweiten Form des Politischen aktiv werden will. Die Frage ist weder neu noch auf die Soziale Arbeit beschränkt, was ja auch *Keck* (2007, S. 23) mit seinem Hinweis auf den Disput zwischen *Habermas* und *Luhmann* anspricht (*Habermas; Luhmann* 1971). Neu ist jedoch die Form des Politischen. Die (mögliche) politische Dimension der Sozialen Arbeit beschränkt sich nicht auf Gesellschaftskritik, sondern erstreckt sich gemäß dem Konzept der Subpolitik auch auf die aktive Gestaltung des Gemeinwesens. An diesem Punkt verfügt sie tatsächlich über einen „eigenen Fundus“ (*ebd.*, S. 24 f.): die Tradition der Gemeinwesenarbeit.

Anmerkungen

1 Hier wie auch in den drei vorangegangenen Artikeln bezeichnet dieser Ausdruck primär die soziologische Systemtheorie, wie sie Niklas Luhmann entwickelt hat, vgl. *Luhmann* 1984, 1998; knapp *Kirchner* 2007.

2 Dies ist keine abschließende Definition, sondern nur die Benennung einiger wesentlicher Facetten.

Literatur

Beck, Ulrich: Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung, Frankfurt am Main 1993

Habermas, Jürgen; **Luhmann**, Niklas: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung? Frankfurt am Main 1971

- Keck, Andreas:** Alles im System? Ein kritischer Beitrag zur Systemtheorie. In: Soziale Arbeit 1/2007, S. 22-25
- Kirchner, Andreas:** Die Systemtheorie und der Mensch. Alles im System beschreibbar: Anmerkungen zu einer theoretischen Debatte. In: Soziale Arbeit 10/2007, S. 378-384
- Kleve, Heiko:** Unsystematisch systemisch: Soziale Arbeit als widersprüchliche Profession und Disziplin. In: Soziale Arbeit 1/2007, S. 25-27
- Kuhn, Thomas:** Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main 1967
- Luhmann, Niklas:** Soziale Systeme, Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main 1984
- Luhmann, Niklas:** Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Opladen 1986
- Luhmann, Niklas:** Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1998
- Lyotard, Jean-François:** Der Widerstreit. München 1989
- Mittelstraß, Jürgen:** Transdisziplinarität – wissenschaftliche Zukunft und institutionelle Wirklichkeit. Konstanz 2003
- Rorty, Richard:** Kontingenz, Ironie und Solidarität. Frankfurt am Main 1991
- Watzlawick, Paul u. a.:** Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels. Bern 1974
- Wittgenstein, Ludwig:** Philosophische Untersuchungen. In: Werkausgabe Band 1. Frankfurt am Main 1984, S. 225-580

► Allgemeines

Aktionsprogramm „Perspektive Wiedereinstieg“.

Die Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Ursula von der Leyen, und der Vorstandsvorsitzende der Bundesagentur für Arbeit, Frank-J. Weise, erklärten gemeinsam zum Weltfrauentag 2008 den Beginn einer breit angelegten Initiative zur Unterstützung von Frauen, die familienbedingt mehrere Jahre aus dem Erwerbsleben ausgeschieden sind und jetzt wieder in eine Erwerbstätigkeit einsteigen wollen. Das Programm des Bundesfamilienministeriums fußt auf drei Säulen. Neben einem gemeinsam mit der Bundesagentur für Arbeit speziell für Wiedereinsteigerinnen entwickelten Internetportal wird es ein mit 14 Mio. Euro aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds ausgestattetes Budget für Projekte mit der Wirtschaft geben, die neue Wege für eine bessere Integration von Berufsrückkehrerinnen erproben. Um rasch in der Breite Wirkung zu erzielen, sind zudem einige auf lokaler Ebene und in der Fläche verankerte Strukturen wie die Lokalen Bündnisse für Familie, die Mehrgenerationenhäuser oder das Bundesprogramm Lokales Kapital für Soziale Zwecke in das Aktionsprogramm einbezogen. Sie sollen künftig im Rahmen ihrer jeweiligen Angebotspalette spezifische Schwerpunkte für die Zielgruppe der Wiedereinsteigerinnen setzen. Im Jahresdurchschnitt 2007 waren bei den Arbeitsagenturen rund 60 000 Berufsrückkehrerinnen (und 600 Männer) arbeitslos gemeldet. Das waren knapp 9 % aller arbeitslos gemeldeten Frauen im Rechtskreis des Sozialgesetzbuches III. Nach einer im Jahr 2006 durchgeführten Befragung sind 80 % von ihnen unter 40 Jahre und 25 % unter 30 Jahre alt. 87 % der Befragten haben eine abgeschlossene formale Ausbildung, und etwa die Hälfte der Frauen hat die Berufstätigkeit für maximal drei Jahre unterbrochen. Ein Drittel der Rückkehrerinnen hat während der Elternzeit zusätzliche Kenntnisse erworben, etwa durch einen Minijob, durch Volkshochschulkurse, durch Mithilfe im Betrieb oder durch das Schreiben einer Doktorarbeit. *Quelle: Pressemitteilung 270/2008 des BMFSFJ vom 7. März 2008*

Bürgerschaftliches Engagement und Organisationsentwicklung der Verbände. Von Rainer Sprengel. Hrsg. Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn 2007, 44 S., keine Preisangabe *DZI-D-8157*

Die gemeinnützigen Verbände haben im Zuge einer zunehmenden Dienstleistungsorientierung erhebliche ökonomische Herausforderungen und Wandlungsprozesse zu bewältigen. Gerade im Kontext betriebswirtschaftlicher Erfordernisse mag es verwunderlich erscheinen, das bürgerschaftliche Engagement ins Spiel zu bringen, dem in der Betriebswirtschaft kein besonders hoher Stellenwert eingeräumt wird. In der Organisationsentwicklung der Verbände jedoch ist das freiwillige Engagement ein wichtiger Bestandteil. Aus diesem Grunde zentriert sich die vorliegende Analyse auf diejenigen Verbände, deren Mit-

gliedsorganisationen dem Ehrenamt eine große Bedeutung beimessen. Zunächst geht es um die Frage, in welcher Weise die Verbände auf die ökonomischen Herausforderungen reagieren. In diesem Zusammenhang wird dann die Organisationsentwicklung betrachtet, also jene Managementsysteme, die den Prozess der Anpassung einer Organisation an interne oder externe Anforderungen verbessern sollen. Abschließend folgen Vorschläge, wie die Organisationsentwicklung der Verbände im Sinne einer Förderung des bürgerschaftlichen Engagements verbessert werden kann. Bestellanschrift: Friedrich-Ebert-Stiftung, 53170 Bonn

Mehrsprachige Faltblätter zum Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz. Die Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung hat das Faltblatt zum Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG) jetzt auch in den Sprachen Türkisch, Russisch, Englisch und Französisch vorgelegt. Das Faltblatt enthält die wichtigsten Informationen zum AGG und beantwortet Fragen wie: Was ist eine Diskriminierung? Welche Rechte habe ich als Beschäftigte, als Beschäftigter? Wo finde ich Rat und Hilfe im Diskriminierungsfall? Die AGG-Faltblätter können über die Broschürenstelle der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales (broschuerenstelle@senias.berlin.de) oder unter der Telefonnummer 030/90 28-28 48 bestellt werden. *Quelle: Pressemitteilung der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales Berlin vom 5. März 2008*

► Soziales

Zuwachs an Hartz-IV-Klagen bleibt konstant. Drei Jahre nach dem Start der Arbeitsmarktreform Hartz IV reißt der Strom der Klagen vor den deutschen Sozialgerichten nicht ab. Nach Angaben des Bundessozialgerichts (BSG) sind im vergangenen Jahr in der ersten Instanz 153 858 Klagen im Zusammenhang mit Hartz IV eingegangen. Das seien gut 37 000 Fälle oder 32 % mehr als im Vorjahr. Damit liegt der Zuwachs der Klagen nur wenig unter dem Plus von knapp 40 000 im Jahr zuvor. „Die Kurve geht langsam auf den Zenit zu, aber eine kurzfristige Schwächung der Tendenz ist keinesfalls feststellbar“, sagte der BSG-Präsident Peter Masuch. Jeder dritte Fall vor dem BSG beziehe sich auf den Themenkreis von Hartz IV. *Quelle: VdK Zeitung 3.2008*

„Lebenslügen“. Wer über den Sozialstaat schlecht redet – verrechnet sich. Hrsg. Sozialverband VdK Nordrhein-Westfalen. Selbstverlag. Düsseldorf 2007, 48 S., kostenlos *DZI-D-8241*

Dieser Sammelband enthält die Redebeiträge zum ersten Sozialen Forum, das im November 2006 vom VdK Landesverband durchgeführt wurde. Thema war die zunehmende Infragestellung des Sozialstaates, der aufgrund der demographischen Entwicklung und der Krisenbewältigungsstrategien der Unternehmen vor neuen Herausforderungen stehe. Deutschland habe sich sozialpolitisch zurückentwickelt. Die Beiträge beleuchten vor allem Bereiche wie die Gesundheitsversorgung und die Sozialversicherung, wobei auch die Bedeutung der Europäischen Union für die Gesundheitspolitik herausgestellt wird. Im Einzelnen plädieren die Autoren unter anderem für eine Wiederbelebung der Wohlfahrtsstaatlichkeit und eine Verzahnung

der Sozial- und Gesundheitspolitik. Bestelladresse: Sozialverband VdK NRW e.V., Postfach 10 51 42, 40042 Düsseldorf

Persönliches Budget gilt auch in der Unfallversicherung. Das Persönliche Budget wurde zum 1. Januar 2008 auch in der gesetzlichen Unfallversicherung eingeführt. Auf Antrag können Versicherte statt einer Sachleistung zur Rehabilitation eine Geldleistung erhalten, mit der sie ihre Unterstützung selbst bezahlen. Die Betroffenen können damit mehr als bisher die Auswahl von Hilfsmitteln, Pflegediensten und anderen Dienstleistungen selbst bestimmen. Zuvor erhielten Versicherte zum Beispiel einen Rollstuhl direkt als Sachleistung von ihrer Berufsgenossenschaft oder Unfallkasse. Beim Persönlichen Budget zahlen die Unfallversicherungsträger den Versicherten stattdessen einen Geldbetrag, mit dem sie die entsprechende Leistung eigenverantwortlich einkaufen können. *Quelle: die BG 1.2008*

Strom- und Unterkunftskosten. Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Erwerbslosen- und Sozialhilfeinitiativen e.V. (BAG-SHI) begrüßt die mit dem Urteil des Bundessozialgerichts (BSG) vom 27. Februar 2008 erfolgte Klarstellung zum Umgang mit Kosten für Warmwasserbereitung und Strom bei Hartz IV. Der Dachverband BAG-SHI ruft die Betroffenen gleichzeitig dazu auf, Widerspruch einzulegen, um so ihre geltenden Bescheide überprüfen zu lassen. Die in vielen Kommunen vorherrschende Praxis, von Sozialleistungen pauschal festgelegte Prozentwerte der Wohnkosten für Strom und Warmwasserbereitung abzuziehen, ist nach dem Urteil des BSG nicht mehr rechtmäßig. Es stellte in seinem Urteil fest, dass die monatlichen Abzüge für Haushaltsenergie, die von den Betroffenen zu tragen seien, 20,74 Euro im Monat nicht übersteigen dürfen (Verfahren: B 14/7b AS 64/06 R). Den Betroffenen werde auch geraten, nach § 44 Sozialgesetzbuch X einen Antrag auf „Rücknahme eines rechtswidrig nicht begünstigenden Verwaltungsaktes“ zu stellen. Da aufgrund des Urteils des Bundessozialgerichts damit zu rechnen sei, dass viele Kommunen jahrelang aufgrund falscher Rechtsauslegung zu niedrige Unterkunftskosten geleistet haben, sind die Bescheide auch für die Vergangenheit aufzuheben und neu zu berechnen. Den Betroffenen müssen die ihnen vorerhaltenen Leistungen ausgezahlt werden. Entsprechende Informationen und Handlungshilfen wird die BAG-SHI bis Anfang kommender Woche auf ihrer Homepage www.bag-shi.de bereitstellen. *Quelle: Pressemitteilung der BAG SHI vom 28. Februar 2008*

► Gesundheit

Pflegebegleiter. Das bundesweite Projekt „Pflegerbegleiter – Freiwillige begleiten pflegende Angehörige“ wurde im Jahr 2003 begonnen und endet in diesem Jahr. Finanziert wird es von den Spitzenverbänden der Pflegekassen unter Federführung des Verbandes der Angestelltenkrankenkassen im Rahmen des Modellprogramms zur Weiterentwicklung der Pflegeversicherung nach § 8 Abs. 3 Sozialgesetzbuch XI. Das Modell ist beim Forschungsinstitut Geragogik in Witten/Viersen angesiedelt. Die wissenschaftliche Begleitung hat das Institut für Angewandte Forschung, Entwicklung und Weiterbildung an der Katholischen Fachhochschule in Freiburg übernommen. Vier Regionalbüros

sind für die Projektentwicklung in den Bundesländern verantwortlich. An 100 Standorten wird das Projekt derzeit umgesetzt. Insgesamt sind 1 329 Pflegebegleiterinnen und -begleiter (90 % Frauen) ausgebildet worden; die meisten von ihnen unterstützen bereits pflegende Angehörige. Etwa 60 % von ihnen verfügen über eigene Pflegeerfahrung und sind zwischen 50 und 75 Jahre alt. *Quelle: Sozialcourage 1.2008*

Nichtraucherschutz kommt besonders behinderten Menschen zugute. Die neuen Regelungen für den Nichtraucherschutz bringen auch Menschen mit Behinderungen und chronischen Erkrankungen erhebliche Erleichterungen. Vor allem für Menschen mit Atemwegserkrankungen, Allergien oder Augenentzündungen bedeuten die neuen Regelungen neben den gesundheitlichen Aspekten des Nichtraucherschutzes auch deutlich mehr Lebensqualität. „Für viele behinderte und chronisch kranke Menschen waren die bisherigen Belastungen durch das Rauchen in öffentlichen Gebäuden und Gaststätten oft ein Grund, eine Gaststätte oder Veranstaltung gar nicht erst zu besuchen. Das neue Nichtraucherschutzgesetz ist für sie ein großer Fortschritt“, so der rheinland-pfälzische Landesbeauftragte für die Belange behinderter Menschen Ottmar Miles-Paul. Dass ein konsequenter Nichtraucherschutz auch aus allgemeiner gesundheitspolitischer Sicht sinnvoll und notwendig ist, zeigen im Übrigen aktuelle Studien aus Italien. Dort hat das seit drei Jahren geltende Rauchverbot dazu geführt, dass die Zahl der Herzinfarkte drastisch gesunken ist. *Quelle: Pressemitteilung des Ministeriums für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Familie und Frauen Rheinland-Pfalz vom 27. Februar 2008*

Prävention und Gesundheitserziehung in Kanada. In Angelegenheiten der Prävention und Gesundheitserziehung sind kompetente Laien offenbar erfolgreicher als Medizinerinnen und Mediziner, zumindest wenn es um schwer erreichbare und sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen geht: Eine Studie der Canadian Health Services Research Foundation zeigte, dass durch den Einsatz geschulter Laienhelfer und -helferinnen (incorporate lay health workers) die Immunisierungs- und Stillquoten maßgeblich verbessert wurden, was für höhere Erfolgsquoten sorgte als der Einsatz von Medizinern oder professionellen Gesundheitsberatern. Die Erklärung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ist so banal wie richtungsweisend. Weil die Laien zumeist ein besseres Verständnis für den sozialen oder kulturellen Hintergrund der Zielgruppe hätten, könnten sie die verhaltensorientierten medizinischen Informationen offenbar besser vermitteln als professionelle Versorgende es tun. *Quelle: Die BKK 2.2008*

Palliativ-Pflege-Kurse. Damit schwerstkranke Menschen ihre letzten Wochen möglichst schmerzfrei erleben und würdig Abschied nehmen können, haben die fünf Diözesan-Caritasverbände in Nordrhein-Westfalen seit dem Jahr 2000 bereits 300 Pflegemitarbeiterinnen und -mitarbeiter in „Palliative Care“ ausgebildet. Dies ist ein Ansatz zur Verbesserung der Lebensqualität, der durch Lindern der Leiden, durch Behandlung von Schmerzen und durch Hilfen bei Beschwerden körperlicher, seelischer und spiritueller Art verwirklicht werden kann. Bewährt hat sich insbesondere die gemeinsame Ausbildung von Pflegemit-

arbeitenden aus Krankenhäusern, Altenheimen, Sozialstationen und Hospizen. Eine starke Nachfrage erleben die Kurse vor allem deshalb, weil Palliativpflege seit dem letzten Jahr auch in der ambulanten Versorgung möglich ist. *Quelle: caritas in NRW Aktuell 2.2008*

► Jugend und Familie

Nummer gegen Kummer. Anonyme fachkundige Beratung für Kinder, Jugendliche und Eltern hat in Deutschland Konjunktur. Das ist ein zentrales Ergebnis einer Studie, die der Verein „Nummer gegen Kummer“ unter dem Dach des Kinderschutzbundes im Dezember 2007 vorstellte. Klaus Hurrelmann, Professor für Sozial- und Gesundheitswissenschaften (Universität Bielefeld) und Mitautor der Studie, sieht vor allem im unverfälschten Blick auf die Lebenswirklichkeit von Kindern, Jugendlichen und Eltern den eigentlichen Wert der Untersuchung: „Anders als die durch Interviewer gesteuerten und vermittelten Befragungen melden sich hier die Ratsuchenden auf eigene Initiative. So können ihre Fragen und Probleme authentisch erfasst werden.“ Hier zeigt sich eine enorme Bandbreite an Sorgen und Nöten. Am Kinder- und Jugendtelefon werden alle denkbaren Entwicklungsprobleme angesprochen. Mädchen beschäftigen sich laut der Erhebung häufig mit Fragen, die ihr soziales Umfeld betreffen, etwa „Partnerschaft und Liebe“ mit 35 % (Jungen 24 %). Bei männlichen Jugendlichen ist die „Sexualität“ mit 30 % vorrangiges Thema (Mädchen 20 %). Mit vielen Details verdeutlicht die Studie nicht nur Fragen und Probleme junger Heranwachsender und ihrer Eltern, sondern stellt diese auch in einen gesellschaftlichen Zusammenhang. Internet: www.nummergegenkummer.de. *Quelle: Kinderschutz aktuell KSA 1.2008*

Handbuch Kindeswohlgefährdung nach § 1666 BGB und Allgemeiner Sozialer Dienst (ASD). Hrsg. Heinz Kindler und andere. Deutsches Jugendinstitut e.V. München 2006, ca. 800 S., keine Preisangabe *DZI-D-8066*

Die Arbeit mit Fällen einer möglichen oder belegten Kindeswohlgefährdung hält eine große Anzahl an fachlichen und menschlichen Herausforderungen bereit. So dient das vorliegende Handbuch der Information und Unterstützung von Fachkräften, die sich mit Fragen von Kindeswohlgefährdung nach § 1666 Bürgerliches Gesetzbuch auseinandersetzen. Es richtet sich zudem an alle, die beruflich auf die eine oder andere Weise mit Problemen in diesem Zusammenhang konfrontiert sind. Hierfür wurde der verfügbare Forschungsstand umfassend aufbereitet. Einen Schwerpunkt bilden konkrete Hinweise, um die Einschätzungs- und Handlungssicherheit in der Praxis zu erhöhen. Außerdem nimmt das Buch auch auf viele generelle Fragen zum Thema Kindeswohlgefährdung Bezug, die auf über 800 Seiten in komprimierter Weise von ausgewiesenen Expertinnen und Experten beantwortet werden. Die Erstellung des Handbuchs wurde gefördert vom Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend. Bestellanschrift: Deutsches Jugendinstitut e.V., z. Hd. Herrn Blüml, Nockherstraße 2, 81541 München

Unfallschutz zum Nachschlagen im Wissenslexikon Kindersicherheit. Die Bundesarbeitsgemeinschaft (BAG) Mehr Sicherheit für Kinder e.V. hat einen Ort im Internet geschaffen, an dem Antworten auf Fragen zum Unfallschutz für Kinder gesammelt werden: www.kindersicher

heit.de/wissen. Von A wie Absperriegitter bis Z wie Zaun liefert ein Lexikon Auskunft über Möglichkeiten der Unfallprävention bei Kindern in Heim und Freizeit. *Quelle: Mitteilung der BAG Mehr Sicherheit für Kinder e.V. vom 10. März 2008*

Landesjugendplan 2007/2008. Kinder- und Jugendpolitik des Landes (Durchführungsplan). Hrsg. Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Kultur des Landes Rheinland-Pfalz. Selbstverlag. Mainz 2007, 67 S., kostenlos *DZI-D-8138*

Die 15. Shell-Jugendstudie liefert wie auch schon die PISA-Studie den Beleg für die Schwierigkeiten von Jungen im gegenwärtigen Bildungssystem. Offensichtlich ist es bisher noch nicht in ausreichendem Maße gelungen, deren spezifische Bedürfnisse in den verschiedenen Bildungswelten des vorschulischen und außerschulischen Bereichs aufzugreifen und zielgruppenorientiert umzusetzen. Wegen der veränderten Rollenvorstellungen brauchen auch männliche Jugendliche Unterstützung bei der Entwicklung einer eigenen Identität. Aus diesem Grund liegt der Schwerpunkt für den Landesjugendplan 2007/2008 auf der Förderung der Jungenarbeit. Diese hat das Ziel, den Jungen vielfältige Perspektiven aufzuzeigen, eine Erweiterung ihres Erlebnis- und Handlungsspektrums zu ermöglichen und sie in ihrer Entwicklung und in ihrem Mannwerden zu begleiten. Im Landesjugendplan werden entsprechende Maßnahmen aus den Bereichen der Schule und der außerschulischen Jugendbildung vorgestellt. Bestelladresse: Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Kultur Rheinland-Pfalz, Referat für Presse und Öffentlichkeitsarbeit, Mittlere Bleiche 61, 55116 Mainz, Tel.: 061 31/16 29-92, Fax: 061 31/16 29-97, E-Mail: poststelle@mbwjk.vlp.de

► Ausbildung und Beruf

Unfall im Job. Die Zahl der Arbeitsunfälle ist 2006 nach Jahren des Rückgangs erstmals wieder gestiegen. Wie aus einer Unterrichtung der Bundesregierung hervorgeht, erhöhte sich die Zahl meldepflichtiger Arbeitsunfälle im Jahr 2006 im Vergleich zum Vorjahr um rund 18 000 (plus 1,8 %). Bei den tödlichen Arbeitsunfällen wurde ein Anstieg um 9 % auf 941 verzeichnet. Die Regierung führt dies in ihrem „Bericht über den Stand von Sicherheit und Gesundheit bei der Arbeit und über das Unfall- und Berufskrankheitsgeschehen“ auf den mit dem wirtschaftlichen Aufschwung verbundenen Zuwachs bei der Beschäftigtenzahl zurück. Mehr Menschen in Beschäftigung bedeuteten auch eine Erhöhung der absoluten Zahl der Unfälle. Eine aufmerksame Verfolgung der weiteren Entwicklung sei geboten. *Quelle: Das Parlament 8.2008*

Höhere Geldstrafe für Erzieherin. Eine Erzieherin gab einem vierjährigen Jungen ein 4,2 Meter langes Spielseil. Dann verlor sie das Kind aus den Augen. Der unbeaufsichtigte Junge legte sich das Seil um den Hals. Das Seilende verfang sich beim Rutschen und drückte dabei seinen Hals zu. Nach drei bis sieben Minuten trat der Tod des Jungen ein, zwei Mädchen entdeckten den leblosen Körper und alarmierten einen Erzieher. Die Erzieherin wurde Ende Dezember 2007 in einem Berufungsverfahren vom Landgericht Marburg wegen fahrlässiger Tötung zu einer Geldstrafe von 2 700 Euro verurteilt. *Quelle: newsletter des Deutschen Berufsverbands Soziale Arbeit 3.2008*

Tagungskalender

16.-17.5.2008 Berlin. Internationales Symposium: Gender – Trauma – Sucht. Information: Alice-Salomon-Hochschule Berlin, Veranstaltungsmanagement, Alice-Salomon-Platz 5, 12627 Berlin, Tel.: 030/992 45-335, E-Mail: treder@asfh-berlin.de, Internet: www.asfh-berlin.de

22.-24.5.2008 Wien. 17. Internationaler Heilpädagogischer Kongress: Pädagogik bei Vielfalt. Prävention, Intervention, Rehabilitation. Veranstalter: Heilpädagogische Gesellschaft Österreich. Information und Anmeldung: www.heilpaedagogischerkongress08.info

30.5.2008 Berlin. Seminar: Alles nicht so einfach – Konfliktfelder in der Freiwilligenarbeit. Information: Paritätische Akademie, Oranienburger Straße 13-14, 10178 Berlin, Tel.: 030/246 36-443, E-Mail: kant@akademie.org

14.-15.6.2008 Berlin. Fachtagung: Beratung im Wandel. Information: Institut Triangel e.V., Horstweg 35, 14059 Berlin, Tel.: 030/32 60 93-28, E-Mail: info@Institut-Triangel.de

16.-18.6.2008 Mainz. Seminar: Teamentwicklung: systemisch lösungsorientiert. Information: Katholische Fachhochschule Mainz, Institut für Fort- und Weiterbildung, Saarstraße 3, 55122 Mainz, Tel. 061 31/289 44-43, E-Mail: ifw@kfh-mainz.de

16.-18.6.2008 Heidelberg. 21. Heidelberger Kongress: Lebensalter, Suchtformen und Behandlungspraxis. Veranstalter: Fachverband Sucht e.V., Walramstraße 3, 53175 Bonn, Tel. 02 28/26 15 55, E-Mail: u.reingen@sucht.de

17.6.2008 Bremen. Tagung: Programmierte Frauenarmut? Armutsrisiken von Frauen im Lebensverlauf: Problemanalysen und Lösungsstrategien. Information und Anmeldung: Zentrum für Sozialpolitik, Universität Bremen, Internet: zes.uni-bremen.de/frauenarmut

23.-26.6.2008 Weingarten. Seminar: Erfolgreich Veränderungsprojekte moderieren. Werkzeuge aus Moderation und Prozessberatung für das Veränderungsmanagement. Information: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Tagungshaus Weingarten, Kirchplatz 7, 88250 Weingarten (Oberschwaben), Tel. 07 51/56 86-0, E-Mail: weingarten@akademie-rs.de

4.-5.7.2008 Heidelberg. Symposium: ADHS – Kritische Wissenschaft und therapeutische Kunst. Veranstalter: Systemisches Seminar Heidelberg, Häusserstraße 5, 69115 Heidelberg, Tel. 062 21/16 22 24, E-Mail: info@syshd.de

17.-19.7.2008 Rostock-Warnemünde. 1. Sommer Akademie: Qualifizieren und Regenerieren. Anmeldung: Institut Rostock, Doberaner Straße 156, 18057 Rostock, Tel. 03 81/ 857 70 58, E-Mail: rostock@afp-info.de

Bibliographie

Zeitschriften

1.00 Sozialphilosophie / Sozialgeschichte

Grom, Bernhard: Wunder sind nicht zu erwarten: Wie spirituell kann Psychotherapie sein? - In: Psychologie heute ; Jg. 35, 2008, Nr. 2, S. 56-59. *DZI-2573*

Willing, Matthias: Fürsorge für den „Tag X“: Bundesdeutsche Geheimplanung zur Eingliederung der DDR-Sozialfürsorge nach der Wiedervereinigung beider Staaten – Teil 2. - In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge ; Jg. 87, 2007, Nr. 12, S. 499-511. *DZI-0044*

2.01 Staat / Gesellschaft

Blossfeld, Hans-Peter: Globalisierung und die Veränderung sozialer Ungleichheiten in modernen Gesellschaften: Eine Zusammenfassung der Ergebnisse des GLOBALIFE-Projektes. - In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie ; Jg. 59, 2007, Nr. 4, S. 667-691. *DZI-0634*

Eisentraut, Roswitha: Intergenerative Ansätze sozialer Arbeit mit Jugendlichen: Soziale Arbeit und Generationenbeziehungen. - In: Forum Sozial ; 2008, Nr. 1, S. 34-37. *DZI-0264z*

Hilbert, Josef: Aktive „silberne Mitarbeit“ statt passive „goldene Vereinsnadel“: Gesellschaftliche Potenziale in Sportvereinen nutzen! - In: Public Health Forum ; Jg. 15, 2007, Nr. 57, S. 16-18. *DZI-3000*

Kolb, Holger: Staaten als Clubs: Zur politischen Ökonomie von Einwanderungspolitik. - In: ZAR - Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik ; Jg. 27, 2007, Nr. 11/12, S. 398-402. *DZI-2682*

2.02 Sozialpolitik

Alber, Jens: Die Ungleichheit der Wahlbeteiligung in Europa und den USA und die politische Integrationskraft des Sozialstaats. - In: Leviathan ; Jg. 35, 2007, Nr. 4, S. 510-539. *DZI-2461*

Genzke, Jürgen: Aktuelle Finanzlage in der allgemeinen Rentenversicherung und mittelfristige Modellrechnungen. - In: RV aktuell ; Jg. 54, 2007, Nr. 12, S. 415-423. *DZI-0902z*

Landauer, Martin: Tagung zu den „Perspektiven der Unfallversicherung in Japan und Deutschland“. - In: ZFSH/SGB ; Jg. 46, 2007, Nr. 12, S. 737-741. *DZI-1450z*

Osbold, Reiner: Meltdown öffentlicher Anleihen als Sprengsatz für die kapitalgedeckte Altersvorsorge im demographischen Umbruch. - In: Sozialer Fortschritt ; Jg. 56, 2007, Nr. 12, S. 293-300. *DZI-0518*

Schrader, Peter: Die Altersrente für (besonders) langjährig Versicherte. - In: ZFSH/SGB ; Jg. 46, 2007, Nr. 12, S. 707-718. *DZI-1450z*

Walter, Ulla: Altern und Altersbilder. - In: Public Health Forum ; Jg. 15, 2007, Nr. 57, S. 2-4. *DZI-3000*

Wohlleben, Hermann Peter: Die Insolvenzversicherung durch den PSVaG im internationalen Kontext. - In: Betriebliche Altersversorgung ; Jg. 62, 2007, Nr. 8, S. 622-695. *DZI-1708*

2.03 Leben / Arbeit / Beruf

Bonse-Rohmann, Mathias: Kooperation von beruflicher und hochschulischer Bildung: Anrechnung beruflicher Kompetenzen auf Hochschulstudiengänge zur Sicherung der Zukunftsfähigkeit. - In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis ; Jg. 36, 2007, Nr. 5, S. 50-54. *DZI-2660z*

Dennison, Susan T.: Students' perceptions of social work: Implications for strengthening the image of social work among college students. - In: Social Work ; Jg. 52, 2007, Nr. 4, S. 350-360. *DZI-1220*

Hohendanner, Christian: Ein-Euro-Jobs in deutschen Betrieben: Mehr als „alter Wein in neuen Schläuchen“? - In: Sozialer Fortschritt ; Jg. 56, 2007, Nr. 12, S. 300-309. *DZI-0518*

Nübling, Matthias: Der ältere Mensch im Erwerbsleben – wie lange fühlt man sich gesund und belastbar? - In: Public Health Forum ; Jg. 15, 2007, Nr. 57, S. 31-33. *DZI-3000*

Reichart, Elisabeth: The end of the career mystique? Policy and cultural frameworks that structure the workfamily interface in the United States and Germany. - In: Zeitschrift für Familienforschung ; Jg. 19, 2007, Nr. 3, S. 337-370. *DZI-3038*

Schlabs, Susanne: Ein biografieanalytischer Zugang: Zu den Lebenswelten und Potenzialen der Adressat(innen) Sozialer Arbeit als Möglichkeit zur Verwirklichung von Empowerment. - In: Forum Sozial ; 2008, Nr. 1, S. 23-26. *DZI-0264z*

3.00 Institutionen und Träger sozialer Maßnahmen

Grummt, René: Professionelle Unternehmensführung oder Potjomkinsche Dörfer? Ergebnisse einer qualitativen Studie über das Consulting- und Managementverhalten von Nonprofit-Organisationen. - In: Forum Sozial ; 2008, Nr. 1, S. 41-43. *DZI-0264z*

Heidrich, Christian: Hilfe im Frost: Als Teil eines internationalen Netzwerkes hilft die Caritas Aachen in Westsibirien. - In: Caritas in NRW ; 2008, Nr. 1, S. 20-21. *DZI-2295*

Rosenberger, Heike: Das Qualitätssiegel „Berufswahlfreundliche Schule“: Schritte auf dem Weg zu einem integrierten Qualitätsmanagement. - In: Zeitschrift für Heilpädagogik ; Jg. 59, 2008, Nr. 1, S. 21-32. *DZI-0200*

4.00 Sozialberufe / Soziale Tätigkeit

Castex, Graciela M.: Social workers' final act of service: Respectful burial arrangements for indigent, unclaimed and unidentified people. - In: Social Work ; Jg. 52, 2007, Nr. 4, S. 331-339. *DZI-1220*

Gisinger, Christoph: Spiritualität – Teil ärztlichen Handelns: Müssen Ärzte auch noch „Seelsorger“ sein? - In: Psyche und Soma ; Jg. 30, 2008, Nr. 1, S. 9-10. *DZI-0012z*

Looz, Carola von: „Auch der suchtkranke Mensch behält die Deutungshoheit über sein Leben“: Verantwortung verschieben oder im Fallmanagement kooperieren? Zur Rolle der Betreuer in der Suchtkrankenhilfe. - In: Soziale Psychiatrie ; Jg. 32, 2008, Nr. 1, S. 14-18. *DZI-2644z*

5.01 Sozialwissenschaft / Sozialforschung

Diskowski, Detlef: Zange oder Säge? Apropos Evaluation. - In: Welt des Kindes ; Jg. 86, 2008, Nr. 1, S. 19-21. *DZI-3046*

Hesse, Wolf-Ekkehard: Demografischer Wandel verstärkt Fach- und Führungskräfte-mangel: Personalentwicklungs- und Weiterbildungskonzepte für Ältere in der mittelständischen Wirtschaft. - In: Sozialer Fortschritt ; Jg. 56, 2007, Nr. 12, S. 309-315. *DZI-0518*

Urban, Dieter: Antwortlatenzzeiten in der Survey-basierten Verhaltensforschung. - In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie ; Jg. 59, 2007, Nr. 4, S. 692-713. *DZI-0634*

Wustmann, Corina: Wie es manche Kinder schaffen, schwierigen Lebensumständen zu trotzen: Die Blickrichtung der neueren Resilienzforschung. - In: Caritas in NRW ; 2008, Nr. 1, S. 12-15. *DZI-2295*

5.02 Medizin / Psychiatrie

Berresheim, Sybille: Frankreich – medikalisierte Geburtshilfe, wenig Autonomie. - In: Deutsche Hebammen-Zeitschrift ; 2007, Nr. 12, S. 70-72. *DZI-0608*

Reimann, Andreas: Patientenzentrierte Versorgung bei seltenen Erkrankungen: Perspektive von Patientenorganisatio-

nen. - In: Bundesgesundheitsblatt ; Jg. 50, 2007, Nr. 12, S. 1484-1493.

DZI-1130

Reker, Martin: Hinsehen? Wegsehen? Rausschmeißen? Zur Frage der Verantwortung im Umgang mit Suchtkranken. - In: Soziale Psychiatrie ; Jg. 32, 2008, Nr. 1, S. 4-7 *DZI-2644z*

Schlarb, Angelika: Was bringt Kinder um den Schlaf? - In: Psychologie heute ; Jg. 35, 2008, Nr. 2, S. 62-63. *DZI-2573*

5.03 Psychologie

Daneke, Sigrid: Leben in der Normalität: Die Milieuthherapie soll die Lebensqualität von demenzkranken Bewohnern verbessern. - In: Heim und Pflege ; Jg. 38, 2007, Nr. 12, S. 361-363.

DZI-2496z

Liel, Christoph: Gegen den Kreislauf von häuslicher Gewalt: Standards und Empfehlungen für die Arbeit mit männlichen Tätern im Rahmen von interinstitutionellen Kooperationsbündnissen gegen Häusliche Gewalt (Täterarbeit HG). - In: Sozialmagazin ; Jg. 33, 2008, Nr. 1, S. 30-39. *DZI-2597*

Utsch, Michael: Spirituelle Psychotherapie – Modetrend oder Modell mit Zukunft? - In: Psychologie heute ; Jg. 35, 2008, Nr. 2, S. 52-55. *DZI-2573*

Vogelmann, Gregor: Werden die Erwartungen erfüllt? Wo besteht Verbesserungsbedarf, wo herrscht Zufriedenheit? Die Ergebnisse der Befragung von Bewohnern, Angehörigen und Mitarbeitern in 170 Heimen. - In: Heim und Pflege ; Jg. 38, 2007, Nr. 12, S. 364-366. *DZI-2496z*

5.04 Erziehungswissenschaft

Blank, Beate: Instrumente in der Hand der NutzerInnen: Empowerment und Didaktik/Methodik Sozialer Arbeit. - In: Forum Sozial ; 2008, Nr. 1, S. 11-14. *DZI-0264z*

Giese, Martin: Wenn die Methodenkonstruktion blind macht: Über die Entstehung und Vermittlung intendierter Bewegungsgestalten. - In: Blind, sehbehindert ; Jg. 127, 2007, Nr. 3, S. 191-195. *DZI-1853z*

Hubert, Tobias: Determinanten der beruflichen Weiterbildung Erwerbstätiger: Empirische Analysen auf der Basis des Mikrozensus 2003. - In: Zeitschrift für Soziologie ; Jg. 36, 2007, Nr. 6, S. 473-493. *DZI-2526*

Martinez-Brawley, Emilia E.: Tacit and codified knowledge in social work: A critique of standardization in education and practice. - In: Families in Society ; Jg. 88, 2007, Nr. 4, S. 534-542. *DZI-0162z*

Motsch, Hans-Joachim: Deprofessionalisierung der (Sprach-)Heilpädagogik: Internationalisiert, inkompetent, wegrationalisiert. - In: Vierteljahresschrift

für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete ; Jg. 77, 2008, Nr. 1, S. 4-10.

DZI-0293

Rüger, Erich: „Tafelarbeit“ mit blinden und sehbehinderten Schülern. - In: Blind, sehbehindert ; Jg. 127, 2007, Nr. 3, S. 203-208. *DZI-1853z*

Rusconi, Alessandra: Determinants of and obstacles to dual careers in Germany. - In: Zeitschrift für Familienforschung ; Jg. 19, 2007, Nr. 3, S. 310-336. *DZI-3038*

Schuchart, Claudia: Bildungsverhalten in institutionellen Kontexten – Schulbesuch und elterliche Bildungsaspiration am Ende der Sekundarstufe. - In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie ; Jg. 59, 2007, Nr. 4, S. 640-666. *DZI-0634*

Wiesner, Reinhard: TAG und KICK – das ist für Kitas wichtig. - In: Welt des Kindes ; Jg. 86, 2008, Nr. 1, S. 8-11. *DZI-3046*

5.05 Soziologie

Heimlich, Ulrich: Die „Schule der Armut“: Armut und soziale Benachteiligung als Herausforderung an die Lernbehindertenpädagogik. - In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete ; Jg. 77, 2008, Nr. 1, S. 11-22. *DZI-0293*

Janßen, Andrea: Kleinräumliche Segregation der ausländischen Bevölkerung in Deutschland: Eine Analyse auf der Basis des Mikrozensus. - In: Zeitschrift für Soziologie ; Jg. 36, 2007, Nr. 6, S. 453-472. *DZI-2526*

Martin, Philip: Immigration und Wirtschaftswachstum. - In: ZAR - Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik ; Jg. 27, 2007, Nr. 11/12, S. 392-398. *DZI-2682*

Müller-Benedict, Volker: Wodurch kann die soziale Ungleichheit des Schulerfolgs am stärksten verringert werden? - In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie ; Jg. 59, 2007, Nr. 4, S. 615-639. *DZI-0634*

Pallenberg, Claudia: Gender Mainstreaming in der medizinischen Rehabilitation: Ein Beitrag über geschlechtsspezifische Ansätze und Konzepte. - In: RV aktuell ; Jg. 54, 2007, Nr. 12, S. 431-437. *DZI-0902z*

Thyen, U.: Störungen der Geschlechtsentwicklung. - In: Bundesgesundheitsblatt ; Jg. 50, 2007, Nr. 12, S. 1569-1577. *DZI-1130*

5.06 Recht

Breitkreutz, Katharina: Das Richtlinienumsetzungsgesetz und die Fortentwicklung des deutschen Aufenthaltsrechts – Fortsetzung. - In: ZAR - Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik ; Jg. 27, 2007, Nr. 11/12, S. 381-389. *DZI-2682*

1* DZI-2682* <https://doi.org/10.5771/0490-1606-2008-4>

Dörner, Klaus: Wa(h)re Hilfe: auf dem Weg zu einem neuen Hilfesystem – Bedingungen und Grundlagen. - In: Soziale Psychiatrie ; Jg. 32, 2008, Nr. 1, S. 31-35. *DZI-2644z*

Gagel, Alexander: Betriebliches Eingliederungsmanagement und stufenweise Wiedereingliederung für Beamte. - In: Behindertenrecht ; Jg. 46, 2007, Nr. 7, S. 185-192. *DZI-1680*

Wagner, Bettina: Das Pflege-Weiterentwicklungsgesetz. - In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge ; Jg. 87, 2007, Nr. 12, S. 477-479. *DZI-0044*

6.00 Theorie

der Sozialen Arbeit

Steidle, Hanna: Öffentlich-private Partnerschaften – neue Kooperations- und Finanzierungsformen auch für den Bereich der sozialen Arbeit? Teil 2. Öffentlich-private Partnerschaften als neue Kooperationsmodelle in Europa. - In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge ; Jg. 87, 2007, Nr. 12, S. 495-497. *DZI-0044*

6.01 Methoden

der Sozialen Arbeit

Armbruster, Meinrad: Selbsthilfe und Selbstunternehmung in der Bürgergesellschaft. - In: Forum Sozial ; 2008, Nr. 1, S. 9-10. *DZI-0264z*

Brunsmann, Frank: Patientenselbsthilfe und seltene Erkrankungen: Mitgestaltung der Versorgungsrealität am Beispiel seltener Netzhautdegenerationen. - In: Bundesgesundheitsblatt ; Jg. 50, 2007, Nr. 12, S. 1494-1501. *DZI-1130*

Otto, Ulrich: „Ich kann was, was Du nicht kannst!“ Warum die Kooperation mit anderen Professionen so wichtig und so schwierig ist – und vielleicht zukunftsentscheidend für die Soziale Arbeit. - In: Sozialmagazin ; Jg. 33, 2008, Nr. 1, S. 45-47. *DZI-2597*

6.02 Arbeitsfelder

der Sozialen Arbeit

Simon, Titus: Ansätze in der Wohnungslosenhilfe. - In: Forum Sozial ; 2008, Nr. 1, S. 20-22. *DZI-0264z*

Theunissen, Georg: Persönlichkeitsstörungen bei Menschen mit intellektueller Behinderung: Eine Herausforderung für die Behindertenhilfe. - In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete ; Jg. 77, 2008, Nr. 1, S. 23-34. *DZI-0293*

6.04 Jugendhilfe

Löffelsend, Rudi: „Ich will ins Heim!“ Mit elf Jahren ganz allein zum Jugendamt. - In: Caritas in NRW ; 2008, Nr. 1, S. 6-7. *DZI-2295*

Maschke, Birgit: Familienhebamme

als Gallionsfigur? - In: Deutsche Hebammen-Zeitschrift ; 2007, Nr. 12, S. 28-30. *DZI-0608*

Meyer, Dirk: Markt und Wettbewerb in der Kinder- und Jugendhilfe? Möglichkeiten der Ausgestaltung anhand von Fallbeispielen. - In: Sozialmagazin ; Jg. 33, 2008, Nr. 1, S. 40-44. *DZI-2597*

6.05 Gesundheitshilfe

Mehls, Michaela: Auf die richtige Temperatur kommt es an: ... dann schmeckt das Essen gleich viel besser – deshalb ist es wichtig, das passende Speisensystem zu finden. - In: Heim und Pflege ; Jg. 38, 2007, Nr. 12, S. 358-360. *DZI-2496z*

Roski, Reinhold: Health Literacy – wie informieren sich alte Menschen über Gesundheit? - In: Public Health Forum ; Jg. 15, 2007, Nr. 57, S. 20-22. *DZI-3000*

6.06 Wirtschaftliche Hilfe

Gerlach, Stefan: Der Ausschluss der Empfänger von Transferleistungen vom Wohngeld nach dem WoGG: Verfassungsrechtliche Probleme und deren Konsequenzen in der Sachbearbeitung bei den Trägern der Grundsicherung für Arbeitssuchende und den Trägern der Sozialhilfe. - In: ZFSH/SGB ; Jg. 46, 2007, Nr. 12, S. 719-736. *DZI-1450z*

7.01 Kinder

Anderson, Kim M.: Listening to the stories of adults in treatment who were sexually abused as children. - In: Families in Society ; Jg. 88, 2007, Nr. 4, S. 637-644. *DZI-0162z*

Clausen, Jens: Abseits aller anderen? Über Kinder alkoholabhängiger Eltern. - In: Soziale Psychiatrie ; Jg. 32, 2008, Nr. 1, S. 19-26. *DZI-2644z*

Fram, Maryah Stella: Poverty, race, and the contexts of achievement: Examining, educational experiences of children in the U.S. South. - In: Social Work ; Jg. 52, 2007, Nr. 4, S. 309-319. *DZI-1220*

Hagen, Jutta: Gewalt im Leben von Kindern und Jugendlichen: Befragung von Schülerinnen und Schülern. - In: Sozialmagazin ; Jg. 33, 2008, Nr. 1, S. 20-23. *DZI-2597*

Westfeld, Harald: Überraschungen: In sozialen Praktika lernen Schüler fürs Leben. - In: Caritas in NRW ; 2008, Nr. 1, S. 10-11. *DZI-2295*

7.02 Jugendliche

Schäfer-Hohmann, Maria: Die Typen der Gewalt: Eine Studie zur Jugendgewalt aus der Täter-, Opfer- und Zuschauerperspektive. - In: Sozialmagazin ; Jg. 33, 2008, Nr. 1, S. 14-19. *DZI-2597*

7.03 Frauen

Dießenbacher, Hartmut: Die Frauen

der olympischen Spiele: Das Streben nach Exzellenz. - In: Leviathan ; Jg. 35, 2007, Nr. 4, S. 495-509. *DZI-2461*

Grote, Nancy K.: Engaging women who are depressed and economically disadvantaged in mental health treatment. - In: Social Work ; Jg. 52, 2007, Nr. 4, S. 295-308. *DZI-1220*

Kreyenfeld, Michaela: Die Bildungsgleichheit des Erwerbsverhaltens von Frauen mit Kindern: Westdeutschland im Vergleich zwischen 1976-2004. - In: Zeitschrift für Soziologie ; Jg. 36, 2007, Nr. 6, S. 434-452. *DZI-2526*

7.04 Ehe/Familie/ Partnerbeziehung

Beckmann, Sabine: Die geteilte Arbeit? Möglichkeiten einer sozialpolitischen Steuerung des Careverhaltens von Männern. - In: Zeitschrift für Familienforschung ; Jg. 19, 2007, Nr. 3, S. 371-392. *DZI-3038*

Collatz, Jürgen: Erschöpfte Mütter. - In: Deutsche Hebammen-Zeitschrift ; 2007, Nr. 12, S. 12-15. *DZI-0608*

Cox, Carole B.: Grandparent-headed families: Needs and implications for social work interventions and advocacy. - In: Families in Society ; Jg. 88, 2007, Nr. 4, S. 561-566. *DZI-0162z*

Zhan, Min: Assets, human capital development, and economic mobility of single mothers. - In: Families in Society ; Jg. 88, 2007, Nr. 4, S. 605-615. *DZI-0162z*

7.05 Migranten

Dörig, Harald: Die Flucht religiöser Minderheiten aus dem Irak: Eindrücke von einer Expertenreise in nahöstliche Zufluchtsländer. - In: ZAR - Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik ; Jg. 27, 2007, Nr. 11/12, S. 389-392. *DZI-2682*

Häußermann, Hartmut: Ihre Parallelgesellschaften, unser Problem: Sind Migrantenviertel ein Hindernis für Integration? - In: Leviathan ; Jg. 35, 2007, Nr. 4, S. 458-469. *DZI-2461*

7.07 Straffällige/ Straftatlassene

Brodhuhn, Tom: Neues Jugendstrafvollzugsgesetz im internationalen Vergleich: DBSH und FICE stellen sich der Herausforderung. - In: Forum Sozial ; 2008, Nr. 1, S. 38-40. *DZI-0264z*

Macy, Rebecca J.: Sexual revictimization: Implications for social work practice. - In: Families in Society ; Jg. 88, 2007, Nr. 4, S. 627-636. *DZI-0162z*

7.09 Kriegsoffer/ Opfer von Gewalttaten

Huchting, Konrad: Zum Recht der Opferhilfe und des (Opfer-)Zeugenschut-

zes. - In: Sozialmagazin ; Jg. 33, 2008, Nr. 1, S. 24-29. *DZI-2597*

7.10 Behinderte/ kranke Menschen

Böll-Schlereth, Gerno: Die Arbeitgeberrolle behinderter Menschen im Rahmen Persönlicher Budgets. - In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge ; Jg. 87, 2007, Nr. 12, S. 489-494. *DZI-0044*

Bundschuh, Konrad: Der Übergang ins Berufsleben – eine Herausforderung für Menschen mit geistiger Behinderung. - In: Zeitschrift für Heilpädagogik ; Jg. 59, 2008, Nr. 1, S. 2-9. *DZI-0200*

Nedwed, Bernadette: „Für mich ist es am schönsten, wenn es dunkel wird...“: Kinder mit Achromatopsie in der Frühförderung. - In: Blind, sehbehindert ; Jg. 127, 2007, Nr. 3, S. 181-189. *DZI-1853z*

7.11 Abhängige/Süchtige

Kremer, Georg: Empathisch – praktisch – gut: Suchtspezifische Interventionen in verschiedenen psychosozialen Arbeitsfeldern. - In: Soziale Psychiatrie ; Jg. 32, 2008, Nr. 1, S. 8-12. *DZI-2644z*

Küstner, Udo: „Bekifft und abgedreht“: Wenn Cannabis zum Problem wird – ein Interview. - In: Soziale Psychiatrie ; Jg. 32, 2008, Nr. 1, S. 27-30. *DZI-2644z*

Wetterling, Tilman: Suchtprävention im Alter. - In: Public Health Forum ; Jg. 15, 2007, Nr. 57, S. 29-31. *DZI-3000*

7.13 Alte Menschen

Deutsch, Dorette: Lebensträume kennen kein Alter: Neue Ideen für das Zusammenwohnen in der Zukunft. - In: Forum Sozial ; 2008, Nr. 1, S. 27-29. *DZI-0264z*

8.02 Länder/ Gebietsbezeichnungen

Stadelmann-Steffen, Isabelle: Der Einfluss der sozialpolitischen Kontexte auf die Frauenerwerbstätigkeit in der Schweiz. - In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie ; Jg. 59, 2007, Nr. 4, S. 589-614. *DZI-0634*

Wobbe, Theresa: Die Metamorphosen der Gleichheit in der Europäischen Union: Genese und Institutionalisierung supranationaler Gleichberechtigungsnormen. - In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie ; Jg. 59, 2007, Nr. 4, S. 565-588. *DZI-0634*

Die Zeitschriftenbibliographie ist ein aktueller Ausschnitt unserer monatlichen Literaturdokumentation. Die Bibliothek des DZI kann Ihnen die ausgewiesenen Artikel zur Verfügung stellen.

Telefon 030/83 90 01-13

Fax 030/831 47 50

E-Mail bibliothek@dzi.de

Klinische Sozialarbeit. Konzepte, Praxis, Perspektiven. Hrsg. Karlheinz Ortman und Dieter Röh. Lambertus-Verlag. Freiburg im Breisgau 2008, 242 S., EUR 21,- *DZI-D-8217*

Dieses Buch soll dazu beitragen, die Klinische Sozialarbeit in Deutschland deutlich als eine eigenständige Fachsozialarbeit zu profilieren, die sich in der Behandlung von sozio-psycho-somatisch zu verstehenden Störungen, Erkrankungen und Behinderungen entfaltet. Mit dem Ziel, die besonderen fachlichen Kompetenzen von klinischen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern herauszustellen, werden von den beteiligten Autoren und Autorinnen Grundlagen und Konzepte der Klinischen Sozialarbeit vorgestellt, Praxisfelder beleuchtet sowie Perspektiven zur Entwicklung des Arbeitsfeldes aufgezeigt. Das Buch wendet sich an Lesende, die sich für das Anliegen und das besondere Hilfpotenzial Klinischer Sozialarbeit interessieren, insbesondere aber an die Fachleute aus Praxis, Wissenschaft und Studium der Sozialen Arbeit.

Sozialraumorientierung. Grundlagen und Handlungsansätze. Von Werner Schönig. Wochenschau Verlag. Schwalbach am Taunus 2008, 237 S., EUR 24,80 *DZI-D-8210*

Dieses Lehrbuch beschreibt in detaillierter Weise die wichtigsten Theorien, Methoden und Positionen der Sozialraumorientierung, die sowohl in ihrer Entwicklung als auch in ihrer heutigen Form dargestellt werden. Nach einer Erläuterung der wichtigsten Begriffe, Konzepte und Zugänge untersucht der Autor Zusammenhänge zu den Forschungsrichtungen Sozialgeographie und Raumsoziologie. Ein weiteres Kapitel befasst sich mit der Sozialraumanalyse und deren empirischen Methoden. Schließlich werden einzelne Handlungsfelder betrachtet, die für die Sozialraumorientierung von Belang sind, wie zum Beispiel Gemeinwesenarbeit, bürgerschaftliches Engagement, Jugendarbeit und interkulturelle Arbeit, Streetwork und kommunale Sozialpolitik. Das Buch stellt vielfache interdisziplinäre Bezüge her und bietet eine gute Übersicht für alle, die sich in Theorie oder Praxis der Sozialen Arbeit mit dem Handlungskonzept der Sozialraumorientierung auseinandersetzen.

Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme. Hrsg. Roland Anhorn u. a. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2007, 367 S., EUR 22,90 *DZI-D-8129*

Michel Foucaults Werk und dessen Implikationen fanden trotz ihrer thematischen Relevanz bis in die jüngste Vergangenheit in der Theorie und Praxis der deutschen Sozialarbeit nur wenig Beachtung. Vor diesem Hintergrund versteht sich das vorliegende Buch als einführender Zugang zum Denken Foucaults, als eine kritische Bestandsaufnahme seiner theoretischen Zugänge und deren Bezug zur Sozialen Arbeit sowie als Beitrag zur Theorieentwicklung der Sozialen Arbeit. Im Einzelnen werden verschiedene Konfliktfelder vorgestellt wie Armut, Rassismus, Behin-

derung, Geschlecht, Kriminalität und Bildung. Ziel des Lehrbuchs ist es, das aufklärerische Potenzial des Denkens Foucaults für eine kritische Theorie und Praxis Sozialer Arbeit zu erschließen und in einen Zusammenhang mit den aktuellen Diskussionen zur sozialen Ausschließung zu stellen.

Schulsozialarbeit. Eine Einführung. Von Karsten Speck. Ernst Reinhardt Verlag. München 2007, 173 S., EUR 14,90 *DZI-D-8145*

Die Schulsozialarbeit hat in Deutschland eine bereits 35-jährige Geschichte. Sie hat in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen, zum Beispiel aufgrund der PISA-Debatte und des Ausbaus der Ganztagschulen. Das vorliegende Buch versteht sich als Einführung in dieses Arbeitsfeld. Der Autor befasst sich zunächst mit der historischen Entwicklung und dem Stand der Schulsozialarbeit und beschreibt dann die jeweiligen Rechtsgrundlagen, Angebote und Rahmenbedingungen. Im Weiteren geht es um die Kooperation zwischen Lehrenden und Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern, um die Ergebnisse der Schulsozialarbeit und um entsprechende Möglichkeiten der Aus- und Fortbildung. Abschließend werden Perspektiven, Herausforderungen und Forschungsdefizite aufgezeigt. Das Buch bietet einen differenzierten Überblick für Fachleute und für Personen, die sich in das Themengebiet neu einarbeiten wollen.

Jenseits von Tradition und Postmoderne. Sozialraumorientierung in der Schweiz, Österreich und Deutschland. Hrsg. Dieter Haller u. a. Juventa Verlag. Weinheim 2007, 264 S., EUR 21,- *DZI-D-8169*

Seit dem Ende der 1990er-Jahre hat das Fachkonzept der Sozialraumorientierung in Politik und Verwaltung zunehmend an Einfluss gewonnen. Es handelt sich hierbei um einen Ansatz, der die individuelle Partizipation von Betroffenen und das jeweilige Umfeld als wichtige Komponenten in die Praxis der Sozialen Arbeit mit einbezieht. Dieser Ansatz ist die Grundlage vieler derzeitiger Reformanstrengungen, die in der vorliegenden Veröffentlichung beschrieben werden. Diese beginnt mit einer Darstellung länderspezifischer Besonderheiten im Hinblick auf die strukturellen und rechtlichen Bedingungen. Die weiteren Beiträge befassen sich mit der historischen Entwicklung und den theoretischen Grundlagen der Sozialraumorientierung. Anschließend folgen verschiedene Umsetzungsbeispiele aus der kommunalen Praxis und ein Kapitel über die Planung und Steuerung der sozialräumlichen Konzeption, wobei auch die Personalqualifizierung ins Visier genommen wird. Das Buch wendet sich an Fachkräfte, Lehrende und Studierende und schließt mit einer kritischen Betrachtung aus systemtheoretischer Perspektive.

Wie kann ich Ihnen helfen, mich wieder loszuwerden? Therapie und Beratung in Zwangskontexten. Von Marie-Luise Conen und Gianfranco Cecchin. Carl-Auer Verlag. Heidelberg 2007, 288 S., EUR 29,95 *DZI-D-8178*

In den letzten Jahren ist das Interesse an einer systemischen Betrachtungsweise von Zwangskontexten gestiegen, in denen eine bestimmte Klientel gegen ihr Einverständnis therapiert oder beraten werden soll. Vor allem in der Jugendhilfe hat das Dilemma dazu geführt, dass neue Strategien entwickelt werden müssen, um dem Problem

der mangelnden Zustimmung gegenüberzutreten. Das Buch thematisiert verschiedene Aspekte der Helfer-Klient-Beziehung und zeigt, dass Unfreiwilligkeit kein Hindernis für eine gute Zusammenarbeit sein muss. Die Konzepte, die es professionellen Helferinnen und Helfern anbietet, sind besonders dort von Nutzen, wo erfolgreiches Intervieren normalerweise schwierig ist, zum Beispiel in der Psychiatrie, im Strafvollzug, in Einrichtungen der Drogenrehabilitation, im Umgang mit Verkehrsstraftätern oder bei häuslicher Gewalt.

Niedrigschwellige Hilfen für Familien mit Demenz.

Erfahrungen, Beispiele, Perspektiven. Hrsg. Peter Sauer und Peter Wißmann. Mabuse-Verlag. Frankfurt am Main 2007, 220 S., EUR 23,90 *DZI-D-8183*

Durch das im Jahr 2002 eingeführte Pflegeleistungs-Ergänzungsgesetz wurden vor allem mit der Schaffung niedrigschwelliger Betreuungsangebote die Möglichkeiten verbessert, die gesellschaftliche Teilhabe von demenzkranken Menschen zu erhöhen und Hilfeangebote für pflegende Angehörige bereitzustellen. Zudem sollen Initiativen beim Aufbau von Betreuungsgruppen durch die Einrichtung von Informations- und Beratungsstellen unterstützt werden. Die einzelnen Beiträge dieses Sammelbandes beschreiben die Betreuungssituation in verschiedenen Bundesländern wie Niedersachsen, Bayern, Baden-Württemberg und Berlin. Es wird aufgezeigt, wie betroffene Familien entlastet werden können, zum Beispiel durch ambulant betreute Wohngruppen, freiberufliche Anbietende oder bürgerschaftliches Engagement. Ein besonderes Anliegen der Herausgeber war es, Erfahrungen über einzelne Unterstützungsleistungen zu kommunizieren, um damit einen Beitrag zu leisten, die bestehenden Angebote effektiver zu nutzen. Der Band schließt mit Vorschlägen und Empfehlungen für eine Weiterentwicklung der niedrigschwelligen Betreuungsangebote.

Professionelle Soziale Arbeit: Science oder Fiction.

Eine Untersuchung über das Professionsverständnis der Sozialen Arbeit. Von Tanja Hochstrasser u. a. Edition Soziothek. Bern 2007, 143 S., EUR 22,50 *DZI-D-8189*

Die Soziale Arbeit hat sich im Laufe ihrer Geschichte von einer ehrenamtlichen Tätigkeit zu einem anerkannten Beruf entwickelt und ist mittlerweile eine zentrale Institution in modernen Gesellschaften. In der vorliegenden Diplomarbeit geht es um das Professionsverständnis in diesem Tätigkeitsfeld. Die Studie befasst sich zunächst mit dem Begriff der Profession und seinen wesentlichen Kriterien und Qualitätsmerkmalen. Es wird argumentiert, dass es der Sozialen Arbeit noch nicht gelungen sei, sich als Profession zu etablieren, da die jeweiligen Arbeitsweisen den damit verbundenen Ansprüchen zumeist nicht gerecht würden. Anhand von Interviews untersuchen die Autorinnen, welche Professionsverständnisse unter den Sozialtätigen herrschen und inwieweit diese den im vorangegangenen Teil erarbeiteten Kriterien entsprechen. Abschließend werden Ansätze und Ziele für eine weitere Professionalisierung des Berufs formuliert.

Soziale Arbeit zwischen Ökonomisierung und Selbstbestimmung. Hrsg. E. Jürgen Krauß u. a. kassel university press. Kassel 2007, 719 S., EUR 39,- *DZI-D-8194*

Anfang der 1990er-Jahre machte sich die Kommunale Ge-

meinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung (KGST) daran, die Jugendhilfe nach ökonomischen Gesichtspunkten zu reorganisieren. Damit wurde ein Zeichen in Richtung einer allgemeinen Umsteuerung des sozialen Sektors gesetzt. Spätestens seitdem stellt sich die Frage, inwieweit Soziale Arbeit Gefahr läuft, ökonomisch „fremdgesteuert“ zu werden, oder ob es ihr gelingen wird, sich mit ökonomischen Logiken produktiv auseinanderzusetzen, ohne dabei den erreichten Grad ihrer Professionalisierung aufgeben zu müssen. Mit diesem Thema befasst sich der vorliegende Sammelband. Mittels unterschiedlicher Ansätze wird dabei besonders das sich etablierende Arbeitsgebiet des Sozialmanagements fokussiert. Um einen Einblick in die Gesamtcharakteristik des Buches zu gewinnen, lassen sich exemplarisch die beiden Beiträge der Autoren M. Galuske und K. Grunwald herausgreifen. Galuske interpretiert den aktuellen „Managementboom in der Sozialen Arbeit als Ausdruck des Umbaus von Sozialstaat und Sozialer Arbeit“ (S. 335). Dabei erscheint das theoretische Panorama, das er zur Skizzierung der Idee des aktivierenden Sozialstaats entwirft, jedoch stellenweise auf den klassischen Grundwiderspruch zwischen Politik und Ökonomie verengt. Das wird theoriearchitektonisch spätestens dort zum Problem, wo der Autor darstellt, dass die politischen Reaktionen auf die Anforderungen der Globalisierung einer Entwicklungsrichtung im Zeichen der Neoliberalisierung folgen (vgl. S. 338), aber unklar lässt, wodurch die politischen Entscheidungsmuster motiviert sein könnten. Auch ist die Gleichsetzung des „aktivierenden“ mit einem „schlanken“ Sozialstaat nicht ohne Weiteres nachvollziehbar. Gelungen ist dem Autor jedoch der Hauptteil des Artikels, in dem er anschaulich darstellt, inwieweit und an welchen Stellen sich die Organisationsabläufe und das Methodenarsenal Sozialer Arbeit zunehmend managerialisieren. Der Beitrag von Grunwald greift aus organisationssoziologischer Perspektive auf das Phänomen „Ökonomisierung“ der Sozialen Arbeit zu. In seiner Kritik der „Selbstverständlichkeit, mit der Organisationen auch heute noch oft als zweckrationale Gebilde konzipiert werden“ (S. 471), erweitert der Autor die gängige Diskussion über das Sozialmanagement um die systemtheoretische Erkenntnis, dass auch soziale Organisationen nur begrenzt steuerbar sind, wodurch er gleichsam im Nebeneffekt verdeutlicht, inwieweit die Hoffnung der Sozialen Arbeit trägt, durch den schlichten Import eines betriebswirtschaftlich verengten Managementgedankens von ihren Steuerungsproblemen erlöst zu werden. Das Buch vermittelt durch teils starke Beiträge und ein überzeugendes Gesamtkonzept einen umfassenden Einblick in das Thema der Ökonomisierung der Sozialen Arbeit.

Philipp Sandermann

Eine Erfolgsgeschichte mit Differenzen. Zur Geschichte der Professionalisierung der Verhaltenstherapie und der Deutschen Gesellschaft für Verhaltenstherapie (DGVT) in der Bundesrepublik Deutschland. Von Christine Daiminger. dgvt-Verlag. Tübingen 2007. 359 S., EUR 32,- *DZI-D-8195*

Diese Arbeit beschreibt die Entwicklung der Verhaltenstherapie in der Bundesrepublik Deutschland. Sie betrachtet insbesondere den Zeitraum von der beginnenden Rezeption der Verhaltenstherapie Anfang der 1960er-Jahre bis zur Verabschiedung des Psychotherapeutengesetzes

30 Jahre später. Als Ausgangsbasis dienen Oral-History-Interviews und zahlreiche Quellendokumente. Die Autorin befasst sich zunächst mit den einzelnen historischen Phasen der Verhaltenstherapie und deren Vorgeschichte mit Bezug auf die Rezeption der behavioralen klinischen Ansätze. Es folgt eine detaillierte Darstellung der „Ersten Phase“ des Aufbruchs Mitte der 1960er- bis Anfang der 1970er-Jahre und der damaligen Richtungsauseinandersetzungen. Im Weiteren geht es um die Ursachen für die Etablierung der Verhaltenstherapie und die für diesen Prozess wichtige Rolle der Deutschen Gesellschaft für Verhaltenstherapie. Die Arbeit zeichnet ein detailliertes Bild der Professionsgeschichte und bietet nicht zuletzt auch einen guten Überblick über die Hochschullandschaft der Psychologie in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten.

Quellen Bürgerschaftlichen Engagements. Die biographische Entwicklung von Wir-Sinn und fokussierten Motiven. Von Michael Corsten u. a. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2008, 241 S., EUR 29,90
DZI-D-8196

Die mit den Begriffen „Bürgerschaftliches Engagement“ oder „Ehrenamt“ bezeichneten Tätigkeiten sind sehr vielfältig und reichen von der Hilfe für Arme und Obdachlose über Umweltprojekte bis hin zum Verkauf von Produkten aus fairem Welthandel. Den Autoren geht es vor allem um die möglichen Motivationen dieser Form des Engagements. Diese werden im Anschluss an Charles Taylor im Selbstverständnis der Freiwilligen gesehen, deren individuelle Überzeugungen und Werte in der unentgeltlichen Arbeit

zum Tragen kämen. Auf den ersten, theoretischen Teil des Buches folgt eine auf Interviews basierende Analyse der Engagementfelder Jugendarbeit, globale Solidarität, traditionelle Kulturpflege, Soziokultur und Schöffenamt. Bei der Untersuchung der Ergebnisse stellte sich für die Verfasser heraus, dass die gängigen Erklärungsmuster nicht geeignet sind, die Komplexität der Motivationszusammenhänge für das Bürgerschaftliche Engagement zu erklären, das nach Auffassung der Autoren auf ein Zusammentreffen verschiedener biographisch bedingter Beweggründe zurückzuführen ist.

Existenzgründung in der Sozialen Arbeit. Soziale Arbeit als selbstständiger Leistungserbringer. Ein einführender Leitfaden zur Firmen- und Praxisgründung. Von Monika Köppel. Jacobs-Verlag. Lage 2008, 176 S., EUR 19,90
DZI-D-8198

Der Bedarf an sozialen Dienstleistungen hat in letzter Zeit zwar zugenommen, kann aber aufgrund des Spardrucks innerhalb der bisherigen Strukturen nicht mehr ausreichend gedeckt werden. So befasst sich die Autorin in diesem Buch mit der Existenzgründung im sozialen Sektor. Die Arbeit beginnt mit einer theoriegeleiteten Exploration, in der die Thematik aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet wird. Darauf aufbauend folgen Hinweise, wie eine Existenzgründung durchzuführen und was in verschiedenen Bereichen wie zum Beispiel Finanzierung, Netzwerkmanagement und Wahl der Rechtsform zu beachten ist. Um weitere Ratschläge erteilen zu können, wurden anhand von Fragebögen Fachleute um ihre Ein-

Wir denken weiter.

Zum Beispiel beim Online-Zahlungsverkehr.

Schnell, sicher, unkompliziert.
Für unterschiedliche Transferwege Ihrer Zahlungsaufträge.
Mit verschiedenen Programmen.

Sprechen Sie mit uns. Wir haben die Lösung.

Die Bank für Wesentliches.

www.sozialbank.de



Bank
für Sozialwirtschaft

<https://doi.org/10.5771/0490-1606-2008-4>

Generiert durch IP '3.133.133.178', am 16.08.2024, 05:47:31.

Das Erstellen und Weitergeben von PDFs ist nicht zulässig.

schätzung gebeten. Durch die Verbindung der empirischen Ergebnisse mit den zu Anfang entwickelten theoretischen Erkenntnissen entstand ein praktisch anwendbarer Leitfaden, der den Weg in die Selbstständigkeit mit vielen nützlichen Hinweisen begleiten kann.

Kinder stärken gegen häusliche Gewalt. Ansätze für Interventionen und Aufklärung in der Schule. Von Sabrina Rudolph. Tectum Verlag. Marburg 2007, 108 S., EUR 24,90 *DZI-D-8200*

Häusliche Gewalt bezeichnet zunächst Gewalt gegen Frauen. Sie ist ein ursprünglich geschlechtsspezifisches Problem, hat aber natürlich auch Auswirkungen auf die betroffenen Kinder, die entweder die Misshandlung der Mutter miterleben oder selbst Opfer der meist vom Vater ausgehenden Gewalt werden. Solche Gewalterfahrungen beeinträchtigen eine normale, gesunde Entwicklung der Kinder, da sie zum Beispiel Schock, Angst und Panikzustände hervorrufen können. Ziel dieses Buches ist es, auf die Möglichkeit der schulischen Präventionsarbeit hinzuweisen, die bislang in Deutschland weitgehend unbekannt ist und deshalb anhand eines Projekts der US-amerikanischen Organisation „Berks Women in Crisis“ exemplarisch dargestellt wird. Für Kinder und Jugendliche in Vorschuleinrichtungen und Schulen bietet dieses Projekt Kurse zu verschiedenen Themen wie häusliche Gewalt, sexuelle Belästigung, Tyrannisierung und Konfliktlösung an. Das Buch schließt mit Überlegungen, wie und unter welchen Bedingungen sich dieses amerikanische Präventionsprojekt auch in Deutschland umsetzen lässt.

Que(e)r durch die Soziale Arbeit. Professionelle Praxis in den AIDS-Hilfen. Von Christian Schütte-Bäumner. transcript Verlag. Bielefeld 2007, 302 S., EUR 29,80 *DZI-D-8201*

Soziale Arbeit in den AIDS-Hilfen ist, wie andere Berufsfelder auch, immer häufiger mit Anforderungen nach besserer Effizienz und Qualität konfrontiert. Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich diese Studie mit dem Professionalitätsverständnis von Fachleuten aus dem Bereich der AIDS-Hilfe. Zu Beginn beschreibt der Autor, wie die Wahrnehmung der Krankheit sich im Laufe medizinischer Entwicklungen verändert hat. Es folgen Interviews mit Sozialarbeitenden, die seit langer Zeit in der AIDS-Hilfe tätig sind. Diese Interviews beinhalten Themen wie die soziale Situation der Befragten, ihre Biographie, Motivation, berufliche Erfahrung und sexuelle Orientierung. In seiner Interpretation der Ergebnisse trifft der Autor eine Einteilung in verschiedene Grade sozialarbeiterischer Betroffenheit (zum Beispiel eigene HIV-Infektion) und stellt dann fest, dass zwischen Merkmalen wie Sexualität, Identität und Professionalität eine gewisse Verwobenheit bestehe. Mit seinem Konzept der „Queer Professionals“, also der von der Norm abweichenden Professionellen, erweist sich das Buch als innovativer Beitrag zum Diskurs um Identitätsfragen innerhalb der Sozialen Arbeit.

Impressum

Herausgeber: Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen und Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales des Landes Berlin

Redaktion: Burkhard Wilke (verantwortlich) Tel.: 030/83 90 01-11, Heidi Koschwitz Tel.: 030/83 90 01-23, E-Mail: koschwitz@dzi.de, Hartmut Herb, Carola Schuler (alle DZI), unter Mitwirkung von Prof. Dr. Horst Seibert, Frankfurt am Main; Prof. Dr. Antonin Wagner, Zürich; Dr. Johannes Vorlauffer, Wien

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Hans-Jochen Brauns, Berlin; Hartmut Brocke (Sozialpädagogisches Institut Berlin); Franz-Heinrich Fischler (Caritasverband für das Erzbistum Berlin e.V.); Sibylle Kraus (Deutsche Vereinigung für Sozialarbeit im Gesundheitswesen e.V.); Elke Krüger (Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband, LV Berlin e.V.); Prof. Dr. Christine Labonté-Roset (Alice-Salomon-Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin); Dr. Manfred Leve, Nürnberg; Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl (Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin); Prof. Dr. Ruth Mattheis, Berlin; Manfred Omankowsky (Bürgermeister-Reuter-Stiftung); Helga Schneider-Schelte (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V.); Ute Schönherr (Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung); Heiner Stockschlaeder (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales); Dr. Peter Zeman (Deutsches Zentrum für Altersfragen)

Verlag/Redaktion: DZI, Bernadottestr. 94, 14195 Berlin, Tel.: 030/83 90 01-0, Fax: 030/831 47 50, Internet: www.dzi.de, E-Mail: verlag@dzi.de

Erscheinungsweise: 11-mal jährlich mit einer Doppelnummer. Bezugspreis pro Jahr EUR 61,50; Studentenabonnement EUR 46,50; Einzelheft EUR 6,50; Doppelheft EUR 10,80 (inkl. 7% MwSt. und Versandkosten, Inland) Die Kündigung eines Abonnements muss spätestens drei Monate vor Jahresende schriftlich erfolgen.

Die Redaktion identifiziert sich nicht in jedem Falle mit den abgedruckten Meinungen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen die Meinung der Verfasserinnen und Verfasser dar, die auch die Verantwortung für den Inhalt tragen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, müssen schriftlich vom Verlag genehmigt werden.

Layout/Satz: GrafikBüro, Stresemannstr. 27, 10963 Berlin
Druck: druckmuck@digital.e.K., Großbeerenstr. 2-10, 12107 Berlin

ISSN 0490-1606